Magazin des Soldaten HEFT 3 • MÄRZ 1962 • PREIS DM 1,-

ARMEE Rundschau



Oberleutnant Herbert Heller: Aufgebot der FDJ im August 1961, Tuschzeichnung 1961

Im Berliner Zeitungsviertel,
Dort starb ein Spartakist.
Ein junger Matrose, der wußte,
Was ein Klassenkämpfer ist.

Er ist nach vorn gekrochen,
Wo der Genosse fiel,
Und mit dem Gewehr des Genossen
Schoß er auf das gleiche Ziel.

Er wollte doch aufpflanzen
Ganz fest die Fahne rot.
An der Fabrikmauer schossen ein
Leutnant und drei Mann ihn tot.

Und der den Mord bezahlt hat
Sitzt heute noch am Rhein.
Ich fahr einen T 34:
Was da war, wird nicht mehr sein.

ERWIN BURKERT

Unteroffiziersschüler Wolfgang Scheffler

FDJ-Gruppensekretär im Truppenteil Freund



Ist Soldatsein leicht?

AR: *Der Fahneneid verlangt, „ein ehrlicher, tapferer, disziplinierter und wachsamer Soldat zu sein". Warum stellt er solche hohen Anforderungen?*

UFFZ.-SCHÜLER SCHEFFLER: Um es kurz zu sagen, die politische Lage und unsere größeren Aufgaben erfordern das. Der Kampf um den Abschluß des deutschen Friedensvertrages ist in die letzte entscheidende Etappe eingetreten. Die Bonner Ultras aber lassen nicht freiwillig von ihren Atomkriegsabsichten ab. Im Gegenteil, sie verstärken täglich ihre Kriegsvorbereitungen. Im Interesse der Sicherung des Friedens waren wir deshalb gezwungen, in der DDR die Wehrpflicht einzuführen. Der Fahneneid wird helfen, die Wachsamkeit und Gefechtsbereitschaft der Nationalen Volksarmee weiter zu erhöhen. Ich bin Chemiefacharbeiter und möchte meinen Ingenieur machen. Mein Vater fiel im letzten Krieg — für eine schlechte Sache. Um denjenigen zu wehren, die meinen Vater auf dem Gewissen haben und heute an der Spitze der Bundeswehr den Frieden in Europa erneut bedrohen, wurde ich im vergangenen Herbst Soldat. Ich liebe unsere Republik. Mein Haß gilt den Bonner Militaristen und Ultras, die unter schändlichem Mißbrauch solcher hohen Ehrbegriffe wie Mut, Kühnheit, Treue, Kameradschaft, Disziplin und Opferbereitschaft die Bun-



deswehrsöldner auf den Krieg gegen die DDR drillen. Bei uns dagegen haben diese Ehrbegriffe einen tiefen humanistischen Inhalt. Sie sind wahrhafte Tugenden des sozialistischen Soldaten, weil sie der gerechten Sache der Verteidigung des Friedens und des Sozialismus dienen. Darin sehe ich die große Bedeutung des Fahneneids. Er ist mir deshalb wie aus dem Herzen gesprochen.

AR: *Ist es schwer, sich diese Eigenschaften eines sozialistischen Soldaten anzueignen?*

UFFZ.-SCHÜLER SCHEFFLER: Anfangs empfand ich es als Härte, mich vom zivilen Leben auf den Dienst in der Truppe umzustellen. Aber schon nach wenigen Tagen begriff ich, daß militärische Ordnung und Disziplin das A und O der Volksarmee sind. Ich meine, wer ehrlich zu unserer Republik und zum Sozialismus steht, dem fällt es leicht, sich den Befehlen der Vorgesetzten und den Vorschriften unterzuordnen. Ich bin zum Beispiel keine große Sportnatur. In der militärischen Körperertüchtigung war ich meistens das Schlußlicht. Das ließen sich die Kameraden nicht lange gefallen. Sie packten mich einfach und zogen mich mit. Das war eine harte, aber helfende Kritik: sie hatten an meinem Ehrgefühl gerüttelt. Überhaupt ist das Kollektiv eine gute Schule der sozialistischen Erziehung. In unserem Zug herrscht eine offene, kritische Atmosphäre. Keiner hält mit seiner Meinung hinter dem Berg. Heiß geht es zum Beispiel beim Politunterricht her. Jede Unklarheit wird bis ins kleinste richtiggestellt. Unsere Vorgesetzten helfen uns dabei. So wächst jeder mit dem Kollektiv. Wir wissen, daß von uns künftigen Gruppenführern viel verlangt wird. Im Gefechtsaufgebot zu Ehren des 6. Jahrestages der NVA stellte die FDJ-Grundeinheit unserer Kompanie deshalb das Ziel, daß jeder den Lehrgang mit der Note „Gut" abschließt. Und darum kämpfen wir täglich; das ist unsere Soldatenehre.

AR: *Meinen Sie, daß Sie die in der Nationalen Volksarmee erworbenen Eigenschaften und Fähigkeiten auch in Ihrem weiteren Leben brauchen können?*

UFFZ.-SCHÜLER SCHEFFLER: Selbstverständlich meine ich das. An keinem geht die Armeedienstzeit spurlos vorüber; jeder bekommt Dinge mit, die ihn politisch bewußter, menschlich reifer machen. Meine Mutter sagte mir erst im letzten Urlaub, daß meine Körperhaltung schon ganz anders, viel straffer geworden sei. Aber das nur nebenbei. Vor allem lernte ich bisher, gewissenhaft meine Pflicht zu erfüllen und beharrlich um bessere Leistungen zu ringen. Als Fernschreiber bin ich daran interessiert, möglichst schnell auf Tempo zu kommen. Bis zum 15. April will ich meine Qualifikationsprüfung Stufe III schaffen. Dazu gehört viel Ausdauer, die mir früher fehlte. Aber beim Training spornen wir uns gegenseitig an, jeder wird mitgerissen. Wie es bis jetzt aussieht, werden wir unser Ziel erreichen. Diese Beharrlichkeit und die vielen anderen Eigenschaften, die mir in der Volksarmee anerzogen werden, sind wertvoll für mein ganzes Leben.

Der Fahneneid gilt ja nicht nur für die aktive Dienstzeit. In ihm verpflichte ich mich, der DDR, meinem Vaterland, a l l z e i t treu zu dienen. Die sozialistischen Soldatentugenden haben also für immer volle Gültigkeit. Je besser ich sie mir aneigne, desto besser diene ich unserer Republik.

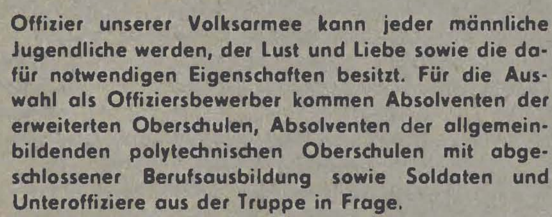
Eine Ehrenpflicht

Den Fahneneid zu leisten,
ist für jeden eine Ehrenpflicht;
in der Volksarmee kann er dem Staat beweisen,
ob er treu zu ihm steht oder nicht.

Kanonier Kühn

Wir werden doch nicht tatenlos zusehen, wie die Westzone aufrüstet und einen neuen Krieg vorbereitet mit einer Bundeswehrstärke von 425 000 Soldaten.

Harri Kropke, Kleinwelka



Ich begrüße das Wehrpflichtgesetz sehr. Ist es doch Recht und Pflicht eines jeden souveränen Staates, die Landesverteidigung im vollen Maße zu gewährleisten. Meine Bereitschaftserklärung habe ich in meinem Betrieb deshalb auch seinerzeit ohne Zaudern unterschrieben. Mein Wunsch ist allerdings, Offizier der NVA zu werden. In welchem Maße wird dies nun nach dem Wehrpflichtgesetz gewährleistet?

Siegfried Kölzsch

Offizier unserer Volksarmee kann jeder männliche Jugendliche werden, der Lust und Liebe sowie die dafür notwendigen Eigenschaften besitzt. Für die Auswahl als Offiziersbewerber kommen Absolventen der erweiterten Oberschulen, Absolventen der allgemeinbildenden polytechnischen Oberschulen mit abgeschlossener Berufsausbildung sowie Soldaten und Unteroffiziere aus der Truppe in Frage.
Da wir viele Fragen zum Wehrpflichtgesetz erhalten, sei hier nochmals vermerkt: In jedem Kreis gibt es ein Wehrkreiskommando der Volksarmee. Dort werden gern Auskünfte über Fragen des Eintritts in unsere Volksarmee erteilt.

Über uns

Meinen uneingeschränkten Glückwunsch zur neuen Ausführung der „AR", die wesentlich handlicher und vor allem inhaltlich besser ist. F. W. Schmidt, Aue

Die alte Form erschien mir besser. Die Fortsetzung der Bilderreihe, wie mit Erika Radtke, wäre sehr zu begrüßen. Willi Klapperstück, Lengfeld

Sofort nach dem Erscheinen der neuen „Armee-Rundschau" wurden die Genossen, die diese Zeitschrift erhalten hatten, umlagert. Offz.-Sch. Rolf Ultsch

Du gefällst mir jetzt viel besser. In der letzten Ausgabe hat mir der Artikel über die „Katjuscha" sehr gut gefallen. Könntest Du nicht etwas mehr über Geschütze bringen, oder besitzt die Nationale Volksarmee nur Flak-Geschütze und Haubitzen? E. Holz, Neuburg

Wie die letzten Ausgaben der „AR" bereits bewiesen, besitzt die Volksarmee auch noch andere Kanonen, z. B. selbstfahrende Geschütze und Karl-Heinz Spickenagel. Die „AR" bemüht sich, umfassend über unsere Armee zu berichten. Die Redaktion möchte jedoch an das alte deutsche Sprichwort erinnern: „Allen Waffengattungen in jedem Heft recht getan, ist eine Kunst, die auch die ‚AR' nicht kann."

Federstreit – Fehlanzeige

Wir sind gern bereit, einen lustigen Federwettstreit zu beginnen. Wie wäre es, wenn Sie einmal einige Anschriften von schreiblustigen Soldaten veröffentlichen?

Ingrid und Traudel, Stiebitz

Der Zeitpunkt, an dem wir damit beginnen, liegt bereits genau fest. Es ist der Tag, da alle imperialistischen Agentenorganisationen verschwunden sind, die hinter Adressen unserer Soldaten her sind wie der Teufel hinter der Seele.

„Frau ihrer Träume" (Bildgeschichte 1/62)

Was hat sie doch, die Ursel, für schöne spitze Fingernägel! Richtige Melkerfinger. Wie geschaffen, die Milchleistung der Kühe zu erhöhen! – Aber Spaß beiseite. Weshalb nahmen Sie nicht ein adrettes Bauernmädel als Modell – statt so einer manikürt-lackierten Person?

Frau Gudrun Pfeifer,
Mutter von fünf sehr
gepflegten erwachsenen
Kindern und einem Enkel



Vignetten: Arndt

Arme, bedauernswerte Kühe!! Dem Reporter „zag" möchte ich den Vorschlag machen, mit dieser Dame Ursel mal melken zu gehen.

Und schon beim ersten Griff – pardauz,
da wird es klar – der Traum ist aus.
Aus ist der Traum – daß ihr es wißt,
sie landet ganz bestimmt im Mist.

Peter Klaproth, Uffz. der Reserve

Wie sieht es mit der Gefechtsbereitschaft und Wachsamkeit dieser drei Genossen aus? Auch ein guter Soldat kann mit der modernsten Handfeuerwaffe nicht schießen, wenn das Schloß fehlt. Wir sind der Meinung, daß auch, wenn man schläft, die Waffe am Mann bleibt. Offz.-Sch. Fricke und Nehls

Unser – zag – ging wie ein Mann
richtig an die Dinge 'ran.
„Die Kritik stimmt", gestand er unter Schmerzen.
Den Kühen fiel ein Stein vom Herzen!

König Fußball



Ich finde es nicht in Ordnung, daß der Fußballspieler Begerad vom ASK Vorwärts Cottbus zum ASK Vorwärts Berlin mußte.

Michael Salisch, Burg/Spreewald

Daß die talentiertesten Sportler in die Zentren des Leistungssports delegiert werden, gilt sowohl im zivilen Sektor wie auch in der Armeesportvereinigung. Unser Ziel ist es, die Fußballmannschaft des ASK „Vorwärts" Berlin so zu entwickeln, daß sie die Volksarmee und die DDR würdig vertreten kann. Wenn es um die Belange der Nationalen Volksarmee oder gar der Republik geht, müssen alle lokalen Interessen in den Hintergrund treten. Das dient auch der eigenen spielerischen Entwicklung dieser Genossen; denn alle ihre Fähigkeiten können sie letzten Endes nur in einer Mannschaft der höchsten Spielklasse entfalten.

Major Kipper, Sekretariat der ASV Vorwärts

Zur Bilderstürmerei

Wenn die „AR" so bleibt, werde ich sie noch als Rentner lesen, bis dahin habe ich noch 40 Jahre Zeit.
Einige Worte an die Oranienburger „Bilderstürmer". Wenn ein Genosse das Bild unseres „Täve" im Schrank hätte, würden Sie nichts sagen, wäre es z. B. Ingrid Krämer, ist das wohl unmoralisch? Moralprediger waren mir von jeher ein Greuel. Wenn Ihnen die besagte Schrankdekoration mißfiel, warum haben Sie sich dann nicht in vernünftiger Weise mit dem Soldaten Schmalring darüber unterhalten?
Gute Besserung wünscht Ihnen

Gerhard Flügel, Ultn. d. Reserve

Gefällt mir ein Bild eines hübschen Mädchens und ich möchte es in meinen Spind hängen, so wird dies als pornographisch angesehen. Mir ist das unverständlich. Allerdings finde ich es geschmacklos, wenn sich manche Genossen die ganze Innenseite ihrer Spindtüren mit Mädchenbildern bekleben. Ich hoffe, auch in Zukunft in unserer „Armee-Rundschau" Bilder von hübschen Mädchen zu finden. Siegfried Bensch, Eggesin

tsack ... postsack ... postsack

SOLDAT RÜCKERT fragt: Auf der letzten NATO-Ratstagung forderte Bonn erneut die „Verwandlung der NATO zur vierten Atommacht". Was hat es mit dieser Forderung auf sich?



Oberst RICHTER antwortet

Bereits heute sind amerikanische Atomsprengköpfe auf bundeswehreigenem Gelände für Bundeswehrraketeneinheiten eingelagert. Aber den Bonner Ultras genügt das noch nicht. Sie beschreiten deshalb verschiedene Wege, um ihre Verfügungsgewalt über Atomwaffen auszubauen.
Der unmittelbarste Weg ist natürlich die Eigenproduktion. Tatsächlich macht Bonn auch unter Bruch internationaler Verträge die größten Anstrengungen in diese Richtung. Ebenso ist es kein Geheimnis, daß sich Westdeutschland am französischen Kernwaffenprogramm beteiligt.
Ein weiterer Weg ist der Ankauf von Raketen, die nur in der Kombination mit Atomsprengköpfen militärischen Wert besitzen. So soll die Bundeswehr in der nächsten Zeit drei neue Lenkraketen-Bataillone „Honest John" erhalten. 30 Weitstreckenraketen vom Typ „Pershing" sind ebenfalls bereits in Auftrag gegeben.
In diesem Zusammenhang verstärkt sich ständig der Druck der Bonner Regierung auf die USA, um diese zur Überlassung der vollen Verfügungsgewalt über Atomwaffen zu bewegen.
Bisher sind die USA aus Gründen der eigenen Vormachtstellung und des internationalen Drucks der Friedenskräfte auf diese Forderung nicht eingegangen. Die Bonner Ultras halten deshalb noch ein drittes Atomeisen ins Feuer. Das ist der Umweg über die NATO. Nach ihren Vorschlägen soll eine Gruppe atomar bewaffneter Truppen europäischer NATO-Partner gebildet werden. Über den Einsatz dieser Kernwaffen „hätte die NATO, nicht der amerikanische Präsident zu entscheiden" („Frankfurter Allgemeine").
Die Bonner Ultras lassen sich dabei hauptsächlich von zwei Faktoren leiten:

1. **Sie sind in der NATO zur stärksten Kontinentalkraft in Europa geworden und leiten davon bestimmte Rechte ab.**
2. **Sie haben mit Erfolg die NATO-Stäbe durchdrungen, sind jetzt bereits mit mehr als 1350 Generalen und Offizieren in ihnen vertreten und erobern sich mehr und mehr unter Führung der Kriegsverbrecher Heusinger und Speidel die Kommandohöhen der NATO.**

Hinter der Forderung: „Verwandlung der NATO in eine vierte Atommacht" steckt also nichts anderes als der Bonner Wunsch nach uneingeschränkter Verfügungsgewalt über Atomwaffen.

Schnelle Jungs und schwere Brocken

Das Kommando des Geschützführers klingt noch im Ohr, da packen die Kanoniere schon die Holme. Mit einem kräftigen Schwung drücken sie die zentnerschwere Last nach oben, bis sie mit dem Gewicht des Rohres die Waage hält. In Sekundenschnelle ziehen zwei Kanoniere die Protze weg. „Holme spreizt – *zu* gleich!“ Da gibt Unteroffizier Scheibel schon das nächste Kommando. Dumpf schlagen die Holmenden in den aufgeweichten Boden.

Die Genossen haben ein tolles Tempo vorgelegt, vermerkt der Geschützführer anerkennend nach einem Blick auf die Uhr. Wenn sie es beibehalten, schaffen sie eine hervorragende Zeit. Er täuscht sich nicht. Noch bevor der Sekundenzeiger an die Zeitgrenze für die Norm „sehr gut“ heranrückt, ist das Geschütz feuerbereit.

Unteroffizier Scheibel und seine Kanoniere sind die Bedienung einer der schweren Kanonenhaubitzen des Zuges Hohlfeld, der auf einem Übungsplatz in der Nähe der Garnisonstadt Stellung bezogen hat. Von der Bedienung Scheibel sagt man zwar, sie sei eine „ruhige Truppe“, aber das stimmt nur insofern, daß sie weniger mit Worten, als vielmehr durch Taten zu ihrer am Jahresanfang übernommenen Verpflichtung steht. An der Spitze ihres Gruppenkompasses steht ein gewichtiger Satz: Wir verteidigen den Titel „Beste Geschützbedienung“.

Sie haben es sich nicht leicht gemacht, die Kanoniere vom ersten Geschütz. Schon damals nicht, als diese Verpflichtung niedergeschrieben wurde.

Die Bestenurkunde und die Urlauber

Es war in den ersten Januartagen.

Auf der Stube 308 im Gebäude der Einheit Haubold werden die zurückkehrenden Festtagsurlauber mit lautem Hallo begrüßt. Noch bevor sie dazu



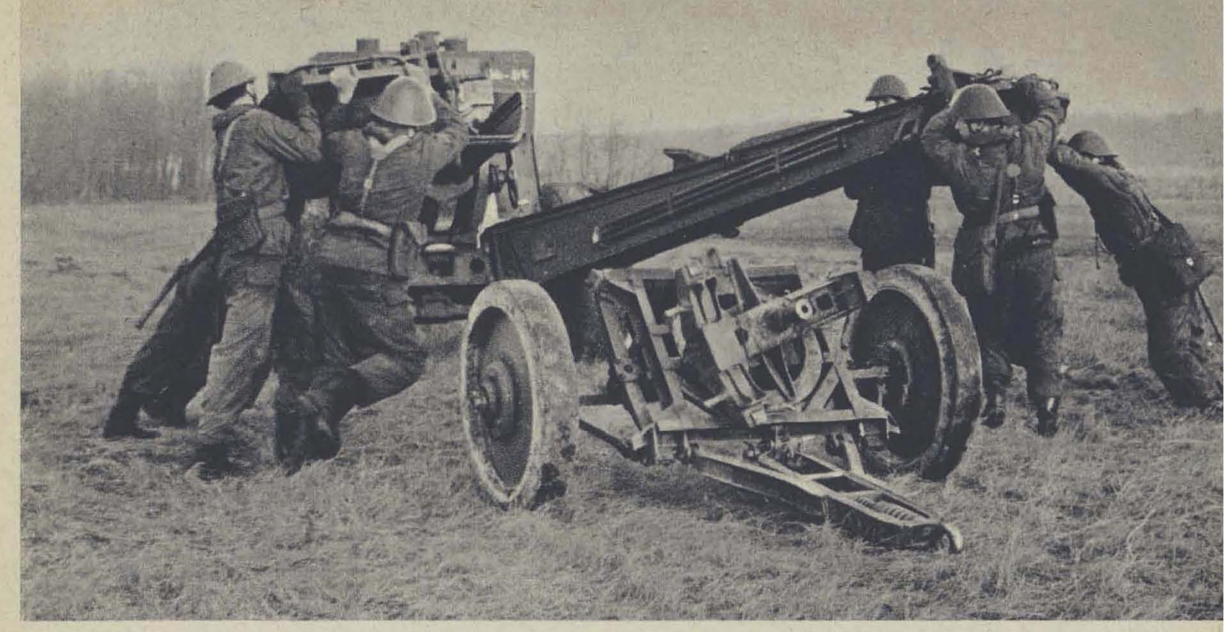


Bild oben: Beim Feuerdienst ist die Geschützbedienung Scheibel in ihrem Element. Die Kanoniere haben es nicht nur in den Muskeln. Sie wissen: Was wir hier lernen, zahlt sich beim Gefechtsschießen doppelt aus. – Bild links: Der Geschützführer. „Er ist streng und zielstrebig und hat dabei eine feine Art, mit jedem von uns umzugehen", sagt der Richtkanonier von ihm. Nicht zuletzt deshalb ist Unteroffizier Scheibel Bester Geschützführer des Truppenteils.

kommen ihre Koffer abzustellen, erfahren sie es: Vergangene Woche hat Generalmajor Ernst unsere Bedienung ausgezeichnet.
Die Freude über den Erfolg klingt überraschend schnell ab. Fehlt das unmittelbare Dabeisein, oder sind die Urlauber mit ihren Gedanken noch zu Hause? Es scheint, als sei mit der Auszeichnung ein Schlußstrich gezogen.
Als anderntags Kanonier Wiedenhoeft, der lange hagere FDJ-Sekretär der Batterie, die Genossen an die persönlichen Kompasse erinnert, findet er wenig Gegenliebe. „Müssen wir denn gleich wieder auf volle Touren gehen? Wir haben doch gezeigt, daß wir etwas können."
Unteroffizier Scheibel entgehen diese Gespräche nicht. Er kennt die Nachwirkungen eines Urlaubs. Noch besser aber kennt er seine Genossen.
Sein Richtkanonier, Gefreiter Günther, ein leidenschaftlicher Radsportler, war vor seiner Dienstzeit Tischler in den Jenaer Zeiss-Werken. Er kam mit sechs Freunden der FDJ-Wohngruppe zur Volksarmee. „Du hättest schon früher gehen können, mein Junge, du wirst als Soldat bestimmt gebraucht", hatte ihm seine Mutter damals gesagt. Genosse Günther wurde ein guter Artillerist. Der Junge brannte vor Ehrgeiz, beim Feuerdienst schneller als die Richtkanoniere der Nachbargeschütze zu sein. Siebenmal wurde er im vergangenen Jahr belobigt.

(Fortsetzung auf Seite 73)





Für einen
ungestörten
Innenausbau

FAHNENEID

ICH SCHWÖRE:

Der Deutschen Demokratischen Republik, meinem Vaterland, allzeit treu zu dienen und sie auf Befehl der Arbeiter-und-Bauern-Regierung gegen jeden Feind zu schützen.

ICH SCHWÖRE:

An der Seite der Sowjetarmee und der Armeen der mit uns verbündeten sozialistischen Länder als Soldat der Nationalen Volksarmee jederzeit bereit zu sein, den Sozialismus gegen alle Feinde zu verteidigen und mein Leben zur Erringung des Sieges einzusetzen.

ICH SCHWÖRE:

Ein ehrlicher, tapferer, disziplinierter und wachsamer Soldat zu sein, den militärischen Vorgesetzten unbedingten Gehorsam zu leisten, die Befehle mit aller Entschlossenheit zu erfüllen und die militärischen und staatlichen Geheimnisse immer streng zu wahren.

ICH SCHWÖRE:

Die militärischen Kenntnisse gewissenhaft zu erwerben, die militärischen Vorschriften zu erfüllen und immer und überall die Ehre unserer Republik und ihrer Nationalen Volksarmee zu wahren.

Sollte ich jemals meinen feierlichen Fahneneid verletzen, so möge mich die harte Strafe der Gesetze unserer Republik und die Verachtung des werktätigen Volkes treffen.



Mein Freund MANFRED

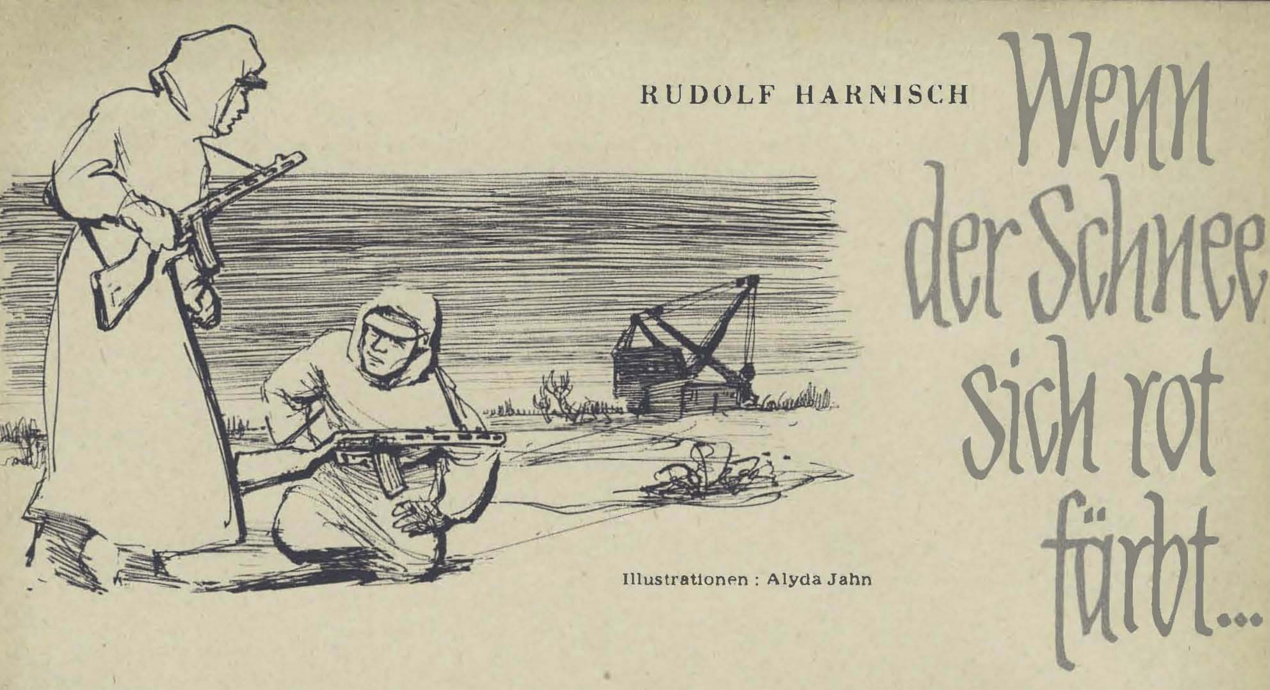
Hier stehe ich nun und kann mir den klaren Winterhimmel nur vom Boden aus betrachten. Wie gerne würde ich meine doppelten Schwingen erheben und irgendwohin fliegen. Aber leider ... Die Genossen, die über meine Gesundheit wachen, haben mich vorerst für ein paar Tage krankgeschrieben — wegen meines Herzens. Ich soll ein neues Triebwerk erhalten. Dann wird mir bald wieder wohler sein.
Ach so, Sie wissen nicht, wer ich bin? Eine einfache AN 2, gewissermaßen ein Mädchen für alles. Die Genossen der Transportfliegerstaffel Kühne, der ich angehöre, nennen mich jedenfalls so. Sie sprechen sehr liebevoll von mir: ich sei treu, zuverlässig, vielseitig und ausdauernd. Ich glaube, sie haben mich wirklich gern.
Einer meiner Freunde ist Manfred Schindler, ein 23jähriger Bursche mit schwarzem Haar. „Genosse Unterfeldwebel" reden sie ihn an. Bei ihm und seinem Trupp fühle ich mich in guten Händen. Warum, wollen Sie wissen? Ganz einfach, die Genossen verstehen mit mir richtig umzugehen. Sie warten und pflegen mich sorgsam und wissen sofort, wo mich etwas drückt.
Ich entsinne mich der Zeit vor etwa zwei Jahren. Zehn Tage dauerte damals noch eine technische Durchsicht aller meiner Glieder. War das manchmal eine Quälerei! Heute bin ich durchweg in drei Tagen wieder startbereit. Ja, die Genossen haben viel gelernt in dieser Zeit. Manfred hat mit seinen Kameraden einen Plan ausgearbeitet, in dem die Reihenfolge der verschiedenen Arbeiten genau festgelegt ist. Alles klappt jetzt wie am Schnürchen. Was gebraucht wird, ist sofort da. Unnötiges Herumstehen gibt es heute einfach nicht mehr. Bevor ich zum Beispiel das neue Triebwerk bekomme, bereiten die Genossen gründlich die Montage vor. Dann brauchen sie nur noch den Rahmen, die Aggregate usw. auszuwechseln. Das geht alles viel schneller und ist für mich weniger schmerzhaft.
Eigentlich ist Manfred gar kein gelernter Flugzeugmechaniker. Er war Oberschüler und kam vor vier Jahren, ohne einen Beruf erlernt zu haben, zur Volksarmee. Alles, was er jetzt kann, was er an Kenntnissen, Fertigkeiten und Erfahrungen als Flugzeugmechaniker besitzt, lernte er erst bei den Luftstreitkräften. Ist er nicht tüchtig, der Manfred? Ein richtiger Spezialist auf seinem Gebiet. Was er sagt und was er tut, ist überlegt, was er befiehlt, wird von seinen Genossen genau befolgt. Im letzten Sommer leitete er mehrere Wochen allein alle Arbeiten bei der technischen Durchsicht und Kontrolle der Flugzeuge, weil sein Vorgesetzter in Urlaub war. In dieser Zeit waren wir Flugzeuge viel beschäftigt. Und Manfred sagte nicht ein einziges Mal, jetzt ist 17 Uhr, jetzt ist Schicht, wie man es bei anderen Genossen manchmal erlebt. Er schlug sich mit seinen Genossen viele Nächte um die Ohren, damit wir pünktlich wieder einsatzbereit waren.
Auch jetzt, in den Wintermonaten, gönnt sich der Truppführer keine Ruhe, obgleich weniger Flugbetrieb herrscht. Die neuen Genossen in seinem Trupp haben von ihm schon viel gelernt; ich spüre das an der Art, wie sie mit mir umgehen. Manfred gibt ihnen nämlich theoretischen Unterricht. Nicht nur über mich, sondern auch über meine Schwestern, die Aero 45 und die Jak 18. Die Genossen haben sich dieses Jahr vorgenommen, diese Typen ebenso gut kennenzulernen wie mich, die AN 2. Gewiß, manches bei meinen Schwestern ist ähnlich wie bei mir. Aber es gibt doch eine ganze Menge Dinge, die anders sind.
Das ist doch eine gute Sache, was Manfred da macht, meinen Sie nicht? „Was wir jetzt lernen", hörte ich ihn neulich zu seinen Kameraden sagen, „wird sich in den kommenden Wochen auszahlen." Schon heute denkt er daran, was morgen sein wird. Er weiß, daß der Abschluß und die Verwirklichung des Friedensvertrages auch von ihm und seinen Genossen höchste Einsatzbereitschaft verlangen. Ja, und da gehört eben zum Wollen das Können, wie zur Zelle das Triebwerk.
Muß ich eigentlich noch sagen, daß auch unser Staffelkommandeur stolz auf ihn ist? Er schätzt Manfred Schindler besonders deshalb, weil er sich jederzeit auf ihn verlassen kann. Manfred hat schließlich auch großen Anteil daran, daß wir eine der besten Transportfliegerstaffeln sind.
Sehen Sie, das ist Manfred. Vielleicht verstehen Sie jetzt, weshalb ich mich bei ihm so wohl fühle.

Rolf Dressel



18. MÄRZ – TAG DER MONGOLISCHEN VOLKSARMEE

Vor 40 Jahren kämpfte Genosse Tochtoch in den Reihen der jungen Mongolischen Volksarmee. Heute vermittelt er der Jugend seinen reichen Erfahrungsschatz.



RUDOLF HARNISCH

Wenn der Schnee sich rot färbt...

Illustrationen: Alyda Jahn

Die zehn Männer in den dünnen Uniformmänteln froren. Ihre in Knobelbechern steckenden Füße stampften die Schneedecke in der Schützenstellung des MG-Schießstandes knirschend zusammen. Die Erschütterung der Körper ließ die umgehängten Karabiner und Gasmaskenbüchsen aneinanderklappern.

In der Gruppe stand einer vom anderen gerade so weit entfernt, daß ein Gespräch von Nachbar zu Nachbar nicht zustandekommen konnte. Ein uneingeweihter Beobachter hätte meinen mögen, die zehn seien untereinander auf irgendeine Weise verfeindet, weil sie trotz der alle umgebenden Kälte so auf Abstand hielten. Jeder stampfte einen kleinen Kreis hartgetretenen Schnees um sich herum, jeder hielt den Kopf und den Blick zu Boden gesenkt, jeder dachte etwas anderes als sein Nebenmann.

„Saukälte!" schimpfte der Leutnant. Er trug einen pelzgefütterten Mantel, dessen Waschbärkragen er hochschlug, als er aus der Kantinenbaracke ins Freie trat. Er ging der grauen Limousine, die das Tor zum Schießstandgelände soeben passiert hatte, ein paar Schritte entgegen. Der Wagen stoppte. Der Offizier grüßte den aussteigenden älteren Herrn und meldete: „Exekutionskommando vollzählig zur Stelle! Wir warten nur noch auf den Delinquenten, Herr Kriegsgerichtsrat."

„Delinquent folgt sozusagen auf dem Fuße, wir sind nur etwas schneller gefahren", sagte der Kriegsgerichtsrat mit einer dünnen, harten Stimme. „Machen Sie's bitte kurz, Leutnant, habe heute noch mehr zu tun." – „Selbstverständlich, Herr Kriegsgerichtsrat." – „Was sind das für Leute da in Ihrem Kommando? Altgediente?" Der Kriegsgerichtsrat hatte beide Hände in die Manteltaschen vergraben, unter dem linken Oberarm hielt er eine dünne Aktenmappe eingeklemmt. Er nickte bei seiner Frage mit dem Kopf in Richtung der stampfenden Gruppe.

„Nein, Herr Kriegsgerichtsrat. Alles junge Marschierer. Haben erst vor ein paar Tagen ihre Acht-Wochen-Ausbildung beendet, warten auf Transport zur Front. Unser Feldregiment hat Ersatz dringend nötig, mußte bei Smolensk Haare lassen . . ."

„Ausgezeichnet! Wenn die Leute an die Front kommen, haben sie wenigstens schon einmal auf ein richtiges Ziel und nicht nur auf Scheiben und Pappkameraden geschossen."

Am Tor hupte es. Ein LKW mit geschlossenem Kastenaufbau fuhr langsam auf den MG-Schießstand zu, hielt in der Nähe der zehn Soldaten. Sie hörten mit dem Gestampfe auf, standen erstarrt, dem Wagen zugewandt. Die Hintertür wurde von innen geöffnet, zwei Soldaten sprangen heraus, halfen einem dritten. Seine Hände waren auf dem Rücken gefesselt, auf der Feldbluse fehlten jegliche militärische Abzeichen. Die beiden nahmen den Gefesselten in ihre Mitte, führten ihn an der Gruppe vorbei zu dem Platz, wo gewöhnlich die Zielscheiben für das MG standen. Hier war ein Pfahl in die Erde eingeschlagen.

„Gehen wir", sagte der Kriegsgerichtsrat. Der Leutnant folgte ihm zu dem LKW. Aus dessen Fahrerhaus war inzwischen ein Wehrmachtpfarrer ausgestiegen. „Denken Sie sich, meine Herren", salbaderte der Geistliche, „mit dem Mann ließ sich überhaupt nicht reden."

Der Leutnant hatte die Gruppe in Linie zu einem Glied antreten lassen. Pro Mann war eine Patrone ausgegeben. Er befahl zu laden und zu sichern.

Der Kriegsgerichtsrat entnahm seiner Mappe ein Blatt, trat ein paar Schritte vor.

„Stillgestanden!" brüllte der Leutnant.

Beim Verlesen des Urteils strengte der Kriegsgerichtsrat seine Stimme so wenig an, daß die Soldaten nur einige Wortfetzen verstehen konnten.

„. . . amen des Volkes! . . . Fahnenflucht . . . Schütze

Alois Neubert ... zum Tode durch Erschießen ... Vor Versetzung zum Feldtruppenteil ... unerlaubte Entfernung ... Selbstverstümmelung durch Schuß in den Fuß ... Urteil nach Ausheilung zu vollstrecken." —
„Rührt euch! Entsichern! Leeegt an!"
Die zehn Gewehrläufe schwankten ein wenig, pendelten aus, blieben ruhig nach vorn gerichtet. Neubert rührte sich nicht. Man hatte ihm die Augen verbunden, seine Arme rückwärts gedreht und hinter dem Pfahl gefesselt. Dunkel, verloren ragte er auf aus dem weißen Schnee.
„Feuer!"
Langsam sackte der Körper am Pfahl zu Boden. Der Leutnant — die entsicherte Pistole in der behandschuhten Rechten — ging nach vorn und wälzte in dem Schnee, der sich rot gefärbt hatte, den Toten hin und her. Er zählte nur sechs Treffer. Der Offizier richtete sich auf, kam zurück, meldete: „Die Sache ist erledigt, Herr Kriegsgerichtsrat!"

*

„Für einen Grenzsoldaten hat der Winter sein Gutes", sagte der Gefreite Günter Neubert zu seinem Begleiter. „Das stimmt, man könnte jetzt sogar Schlittschuh laufen auf dem Dorfteich, wenn man zu Hause wäre."
„Ja. Aber so meine ich es nicht, Klaus. Wir sind doch den ganzen Nachmittag herumgelaufen und haben nicht eine Spur gesehen im Schnee. Wenn wir zur Kompanie zurückkommen, können wir mit Sicherheit melden: In unserem Abschnitt alles in Ordnung! Im Sommer ist das schon schwieriger. Der Schnee hilft uns. Denkst du oft an zu Hause?" — „Natürlich! Bei uns gibt es viel Wald und Berge. Aber hier ist es auch schön. Ich könnte stundenlang an der Elbe stehen und den Schiffen zusehen, die vorüberfahren. Auf der einen Wand im Klubraum da will ich versuchen, so ein Bild zu malen. Ein Schiff, das vorüberfährt ..."
Klaus Retter befand sich noch nicht lange bei der Kompanie. Der Kompanieführer hatte die Streife mit Bedacht gewählt, denn Günter Neubert war hier schon ein alter Hase. In der flachen Niederung zwischen dem Dorf, in dem die Baracken der Grenzkompanie lagen, und dem Strom, der hier die Staatsgrenze bildete, kannte er jeden Strauch.
„Halt!" Günter war auf dem Feldweg, auf dem sie sich dem Dorf näherten, stehengeblieben. Es begann zu dämmern, ein leichter Nebel kroch von der Elbe über die Niederung herüber. Um die beiden Grenzsoldaten lag Schweigen. Es schneite ganz sacht, man konnte beinahe die einzelnen Schneeflocken zählen, die zur Erde herunterschwebten. Aus der Ferne schimmerten von Boizenburg her die ersten Lichter, auch im nahen Dorf waren schon einige Fenster erleuchtet.
„Was ist denn los, warum bleibst du stehen?" Aus Klaus' Frage klang Enttäuschung darüber, daß er beim Erzählen so jäh unterbrochen worden war.
„Siehst du denn nicht?"
Klaus blickte um sich, ihm fiel nichts auf. Günter Neubert kniete sich am Rand des Feldweges hin. Jetzt erst erkannte Klaus eine Fußspur, die vom Weg ab quer über die Wiese führte — zur Elbe, zur Grenze hin. In dieser Richtung stand aber auf halbem Wege im 500-Meter-Streifen auch der Bagger für den Deichbau, lagen die Baubuden und Geräteschuppen der Arbeiter.
Günter untersuchte die Fußstapfen im Schnee sorgfältig. „Die Spur ist noch ganz frisch, es liegt noch kein neuer Schnee darin, wir müssen sofort hinterher! Vorsichtig, aber im Laufschritt!" Er stand auf, nahm die Maschinenpistole von der Schulter, wollte loseilen. Klaus stand wie eine Statue auf dem Feldweg. „Komm, schnell!" — „Unsere Streife ist doch beendet. Vielleicht ist das die Spur von einem Bauarbeiter?!" — „Bist du verrückt? Die haben sonnabendnachmittags hier nichts zu suchen. Außerdem hat sich niemand auf der

(Fortsetzung auf Seite 13)





Leiter der algerischen Verwundetengruppe, die in Berlin-Buch ärztlich betreut wird, ist Ferhat (links). Bis zu seiner Verwundung war er Chef der Sahararegion.

DDR UNSER VATERLAND



uf eine Schiefertafel sind mit Kreide die Wörter „an, auf, hinter, in, neben, vor, zwischen, über, unter" geschrieben. Dahinter in Klammern die französische Übersetzung. „Die Schüler" mühen sich, Sätze mit diesen Wörtern zu bilden.
„Der Arm an meiner linken Seite ist gelähmt, und ich habe einen Kopfschuß."
„An der Wand ist die Fahne der DDR zwischen der Fahne Algeriens und Kubas."
„Vor vier Jahren wurde ich Soldat der algerischen Befreiungsarmee" (heute ist er 18).
„Hinter der Teekanne liegt ein Geschenk der deutschen Freunde."
So lernen sie Deutsch, mühsam aber beharrlich, Tag für Tag ein bis zwei Stunden.
„Wir wollen rasch gesund werden und wieder am Kampf unseres Volkes teilnehmen", sagt Ferhat. „Aber unsere freundschaftlichen Bande sollen nicht reißen, wenn wir wieder in die Heimat zurückgekehrt sind. Deshalb wollen wir vorher die deutsche Sprache erlernen."
Von einem anderen „Deutsch"-Unterricht erzählt uns Kalafat.
1944 wurde er in die französische Armee gepreßt. Eines Tages fragte ein französischer Colonel die algerischen Soldaten: „Wer ist euer Feind?" „Deutschland" wollte er hören. Aber die meisten schwiegen. Einer antwortete: „Italien." Kalafat sagte: „Japan." Deutschland war doch der Feind ihres Feindes, wie konnte es da der Feind Algeriens sein, dachten damals die meisten Algerier. Und in den Moscheen flehten algerische Frauen zu Allah, er möge den Truppen Hitlers im Kampf gegen die Franzosen beistehen.
Dieses Bild zerriß, als das algerische Volk die SS-Banditen als Fremdenlegionäre erlebte und es sah, daß ein deutscher Staat Fremdenlegionäre schickte und ein anderer sie zum Überlaufen aufrief, daß der eine deutsche Staat den Franzosen Geld gab, aber der andere den Algeriern Medikamente. Es gibt also zwei Deutschland, eins der kolonialen Befreiung und eins der kolonialen Unterdrückung, ein befreundetes und ein feindliches — so gab sich für die meisten Verwundeten die deutsche Frage, als sie zu uns kamen. Jetzt beginnen sie nach und nach zu verstehen, weshalb all das so ist. Und eines Tages wird ihnen diese Erkenntnis auch in der Heimat von Nutzen sein. Denn die algerischen Arbeiter und Bauern haben nicht sieben Jahre gekämpft, damit nach Erringung der Unabhängigkeit das Land und die nationalen Reichtümer im Besitz der Kolonialherren und Feudalen bleiben . . .
Ferhat liebt keine langen Reden.
„Ihr seid die Armee des Staates, der unseren Befreiungskampf unterstützt. Das sagt alles!"
Zum Abschied erhalten wir die Ansichtskarte einer algerischen Stadt geschenkt. Darauf steht geschrieben:
„Viele Grüße von der Algerischen Befreiungsarmee für die Soldaten der deutschen Armee der DDR."

-th

(Fortsetzung von Seite 11)

Kompanie gemeldet. Los, vorwärts, oder hast du Angst?"
„Nein."
„Na, dann los!"
Sie eilten, die Waffen im Anschlag, der Spur nach. In dem Augenblick, in dem Klaus dem Genossen trotzig das „Nein" entgegengeschleudert hatte, wußte Günter, daß Klaus Retter doch Bedenken hatte. Nicht etwa davor, daß ihm selbst etwas zustoßen könne . . . Auf ihren einsamen Streifengängen hatten sie schon einmal darüber gesprochen. „Weißt du", hatte Klaus gesagt, „es wäre mir furchtbar, wenn ich schießen müßte, auf einen Menschen. Ja, ich habe mich gemeldet, freiwillig, ich will all das schützen, was wir haben und haben werden, deshalb bin ich Grenzsoldat. Aber so einfach schießen, das ist ein merkwürdiges Gefühl . . . das sind doch auch Deutsche." — „Ich kann dich verstehen", hatte er, Günter, damals geantwortet, „aber du hast einiges noch nicht verstanden. Wir sprechen noch einmal darüber."
Und dann hatte Günter dieses Gespräch immer wieder hinausgeschoben, tagelang. Er sprach nur selten von seinem Vater, und doch dachte er auf seinen Streifengängen immer an ihn. Ihn hatten Deutsche erschossen. A u c h D e u t s c h e !
Der Schnee fiel jetzt stärker. Aus dem Grau vor ihnen wuchs die Silhouette des Baggers. „Ganz vorsichtig, langsam!" mahnte Günter. Zu Füßen des Baggers duckten sich die Baubuden. Aus dem Fenster der einen zuckte Licht, jemand mußte dort drinnen mit einer Taschenlampe hantieren. Sie schlichen sich heran, stellten sich in Deckung hinter einen Erdhaufen, die Mündungen ihrer Waffen auf die Tür der Bude gerichtet. Aus dem Raum drang ein unterdrücktes Fluchen, dann polterte es, als ob eine Holzbank umgefallen wäre. Die Klinke wurde heruntergedrückt. In die langsam sich öffnende Tür schob sich eine große, breite Gestalt.
„Halt! Stehenbleiben! Grenzpolizei!"
Die Gestalt stand sekundenlang erstarrt. Dann rief es von der Tür her zu den beiden Grenzern hinüber: „Aber Jungs, jetzt hättet ihr den Satan beinahe erschreckt!"
Günter Neubert trat hinter dem Erdhaufen hervor, die Maschinenpistole immer noch im Anschlag.
„Nanu, Meister Satan, was machen Sie denn hier?"
„Tja, das soll ja wohl meine Großmutter den Deuwel auch gefragt haben, als sie ihn in der Kirche beim Beten erwischte!" Der Mann schloß die Tür hinter sich. Seinen Spitznamen, Meister Satan, hatte er wegbekommen, weil er auf der Baustelle wie vom Satan besessen arbeitete. Anfangs hatte das noch nahezu als Schimpfwort gegolten, mit der Zeit aber war es mehr eine Art Ehrenname geworden. „Das ist mir ja noch nie passiert! Will nach Hause fahren und habe meinen ganzen Papierkram in meiner Jacke hier in der Bude stekken gelassen. Ich Döskopf! Na, rauchen wir eine auf den Schreck, mein Zug ist sowieso weg." Er

(Fortsetzung auf Seite 56)

Bewährter Brauch

Verse: Gert

Zeichnungen: Kusnezow

Als Polens Hauptstadt endlich frei ...

und frei die Tschechoslowakei ...



als Ruhe war am Schipka-Paß ...



und Antonescus Hose naß ...



als Horthys Giftgewürm zertreten ...



... (es half kein Geifern und kein Beten),
da siegte – allgemein – des Volkes Kraft.
Doch nennt in solchen Fällen im Konkreten
man diese Kraft auch

WAFFENBRÜDERSCHAFT!

Spricht jemand da von „DDR verschlucken"?
Wir lachen (siehe Bild) – und handeln auch!
Wer Brüdern Böses will, wird in die Röhre gucken
(so oder so)! Das ist der Brauch.



Den Freund erfreuts — den Feind den störts...

KUBA-ERLEBNISSE von Professor Hans Rodenberg
Mitglied des Staatsrates der DDR,
Stellvertreter des Ministers für Kultur

Illustrationen,
in Kuba gezeichnet von Kurt Zimmermann

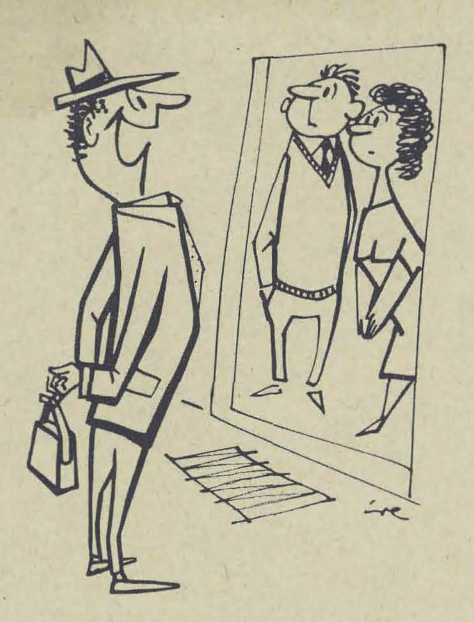


Hat eine Maschinenpistole in einer Schreibtischschublade Platz? Ich habe noch nie eine in meinem Schreibtisch gehabt und war daher sehr überrascht, als ich in Kuba die Probe aufs Exempel machen konnte. Unsere DDR-Delegation war an einem der ersten Tage ihres Aufenthaltes in Kuba mitten in einer intensiven Verhandlung mit einem der jungen Minister der kubanischen revolutionären Regierung. Der Minister, noch nicht 30 Jahre alt, brauchte ein Aktenstück. Er zog die Schreibtischschublade auf: vorn lag eine MPi, dahinter lagen die Akten.

So wie die Ministerien in den prunkvollen Büropalästen früherer amerikanischer und kubanischer Zucker- und Petroleum-Millionäre untergebracht sind, wohnte unsere Delegation in der luxuriösen Villa eines früheren Monopolherren, eines der Blutsauger des kubanischen Volkes. Beim Essen bediente uns ein junger Kellner, kräftig, hilfreich und zuvorkommend. Wir kamen einmal von einer Exkursion ziemlich spät nach Hause. Es war ein schöner, sehr warmer Abend; die tropischen Blumen im Garten dufteten. Wir entschlossen uns, zur Abkühlung im Schwimmbecken, das zur Villa gehört, zu baden. Es war im November, die Temperatur betrug 28 Grad. November ist auch in Kuba Winter, und unser kubanischer Koch hatte schon ein paarmal den Kopf geschüttelt über die Deutschen, die im Winter baden gehen. In dieser Nacht trafen wir im Garten unseren jungen Kellner. Er trug die Miliz-Uniform mit umgeschnallter Pistole. Er ist Mitglied der revolutionären Jugendorganisation „Junge Rebellen". Am Tage arbeitet er, und in der Nacht macht er Wachdienst mit echter revolutionärer Begeisterung — ein leidenschaftlicher Patriot der Revolution.

Wir besuchten in Havanna del Este eine große neuerbaute Wohnsiedlung. Natürlich kann man in Kuba schneller bauen als bei uns. Da es immer warm ist, braucht man keine Unterkellerung und keine Heizung. Die Häuser sind schön, leicht und luftig. Unsere Gastgeber forderten uns freundlich auf, irgendeine der schon bewohnten Neubauwohnungen zu besichtigen. Die Treppe war an der Außenseite des Hauses. Wir klingelten an einer beliebigen Wohnung in der 2. Etage. Ein junges Paar öffnete uns. Der Mann von Beruf Fotograf, die Frau eine junge Negerin. Unser Begleiter erzählte ihnen, daß wir aus Deutschland kämen. Der Hausherr fragte mit ernstem Gesicht: „Alemanna occidental o Alemanna oriental?" Aus Westdeutschland oder Ostdeutschland? Wir sagten: „Ostdeutschland — Deutsche Demokratische Republik." Wie durch ein Zauberwort waren wir von diesem Moment an wie Brüder aufgenommen, wie die intimsten Freunde. Wie so oft in Kuba erlebten wir auch hier diese Frage und nach der Antwort die hinreißende Freundschaftskundgebung für die DDR. Das war die wahre Anerkennung unserer

(Fortsetzung auf Seite 18)



(Fortsetzung von Seite 17)

Republik. Der Fotograf trug Miliz-Uniform. Er hatte eine Funktion in der Gewerkschaft, und es ist für ihn selbstverständlich, daß er in seiner freien Zeit seinen Teil dazu beiträgt, seine Heimat, das revolutionäre Kuba, gegen die drohende imperialistische Invasion zu schutzen.

Das Jahr 1961 hieß in Kuba das „große Jahr der Erziehung". Eine wahre revolutionäre Volksbewegung war es, den vielen Hunderttausenden, die von den früheren Herren Kubas in Not und Finsternis gehalten wurden, Lesen und Schreiben beizubringen. Viele Zehntausend Lehrer und Schüler wurden aufgerufen, freiwillig in die Dörfer zu gehen, um dort als Bekämpfer des Analphabetentums Grundlagen für ein neues, kulturvolles, sozialistisches Leben zu schaffen. Das war eine wahrhaft heroische Bewegung, und trotz aller Störversuche, trotz aller Attentate und Morde hat diese Bewegung glorreich gesiegt. Die zweite große Volksbewegung ist die Miliz. Es ist gefährlich, den Sozialismus aufzubauen, wenn eine halbe Flugstunde entfernt zu Tausenden Banditen ausgebildet werden, um unter amerikanischer Leitung mit amerikanischen Waffen die junge kubanische Revolution zu ersticken.

Die leidenschaftliche Teilnahme der Jugend am sozialistischen Aufbau äußert sich am sichtbarsten im freiwilligen Dienst in der Miliz. Wir besuchten eine excuela del arte, eine Kunstschule. Tausende Jungen und Mädchen im Alter von 15, 16 und 17 Jahren sind aus den weit entfernten Dörfern nach Havanna, in die Hauptstadt, geholt worden. Die Villen der früheren Kapitalisten sind ihre Internate. Dort werden sie im Lesen und Schreiben, im Rechnen, im Nähen, Schneidern, Stenografie und Schreibmaschine, im politischen Grundwissen ausgebildet, um dann als Instrukteure in ihre Dörfer zurückzugehen. Die Kunstinteressierten, die schon in verschiedenen Gesangs- und Tanzgruppen der Laienkunst mitgewirkt hatten, sind in solchen Kunstschulen zusammengefaßt. Nicht zu Künstlern werden sie dort ausgebildet, sondern zu Lehrern auf allen Gebieten der Volkskunst. Auch diese Schule ist ein Internat, ein früherer Golf-Klub der früheren Millionäre. Wir bekamen dort viel Interessantes zu sehen. Bewacht wird auch dieses Gebäude, bewacht wird der Frieden der Kulturausbildung von Studenten der Schule in Miliz-Uniform. Die bildhübschen, bewaffneten jungen Mädchen lächelten, als sie hörten, wer wir sind. Aber klar war eins: im Dienst ist mit ihnen nicht zu spaßen. Es gibt dort keine faulen Schüler, und es gibt keine Milizionäre, denen die Wachsamkeit nicht heilige Pflicht wäre. So vereinigen sie in sich die Tugenden der Erbauer des Sozialismus und der Verteidiger des Sozialismus.

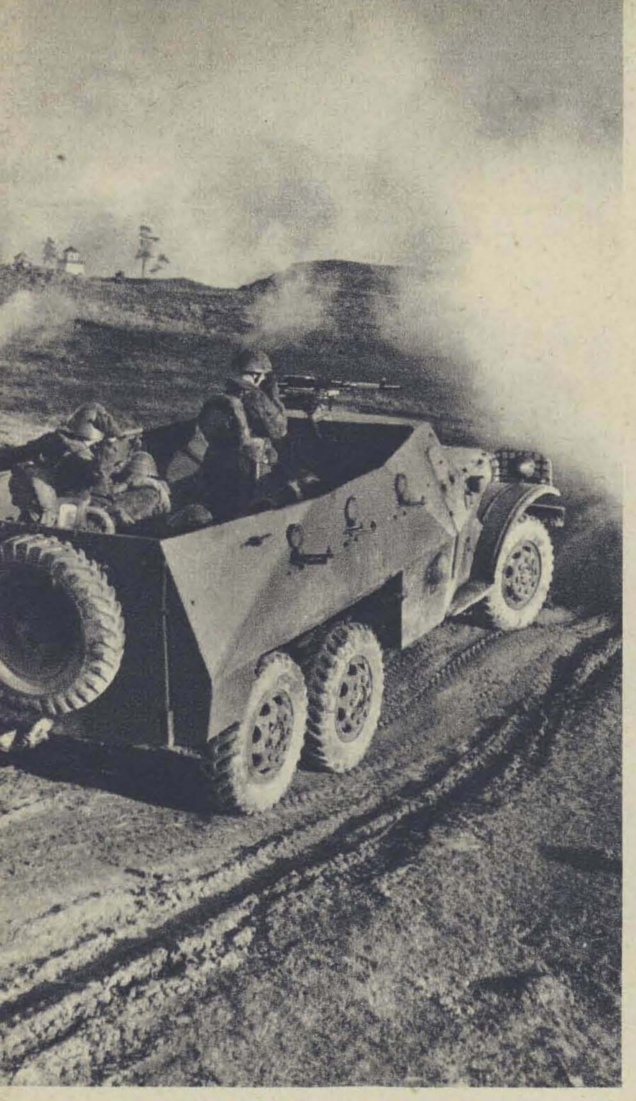
Die Miliz ist nicht die kubanische Armee. Sie ist am ehesten mit unserer Kampfgruppe zu vergleichen. Die Miliz ist sehr gut ausgebildet. Wir haben uns ein Bild machen können von ihrer Schlagkraft. Wenn wir daraus auf die junge kubanische Armee schließen wollen, kann man nur jedem Feind raten: Hände weg vom revolutionären Kuba!



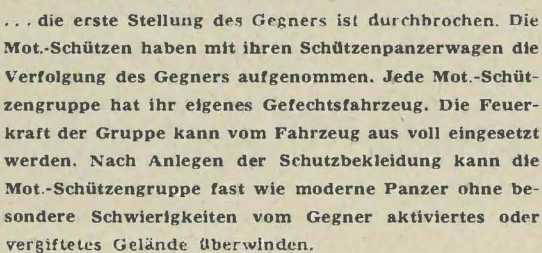
MOT.-SCHÜTZEN UNMODERN?

Das fragte uns wie viele andere Leser auch der Oberschüler Klaus M. aus Karl-Marx-Stadt. Er schreibt: „Ich werde meinen Dienst in der Nationalen Volksarmee beginnen und soll zu den Mot.-Schützen. Ich möchte aber im Hinblick auf ein späteres technisches Studium in einer Einheit mit moderner Technik Dienst tun. Warum brauchen wir noch Infanteristen bzw. Mot.-Schützen? Spricht nicht Marschall Malinowski auf dem XXII. Parteitag von der Modernisierung der Sowjetarmee und der besonderen Bedeutung der Waffengattung Raketentruppe?“ Um die richtige Antwort geben zu können, begab ich mich mit meiner Kamera auf den Weg zur Schule für Mot.-Schützenkommandeure.

Diese Antwort könnte ein Buch füllen. Deshalb möchte ich an einigen Situationen beweisen, daß die waffentechnische Ausrüstung und die Taktik der Mot.-Schützen den Forderungen des modernen Gefechts entsprechen.







. . . die erste Stellung des Gegners ist durchbrochen. Die Mot.-Schützen haben mit ihren Schützenpanzerwagen die Verfolgung des Gegners aufgenommen. Jede Mot.-Schützengruppe hat ihr eigenes Gefechtsfahrzeug. Die Feuerkraft der Gruppe kann vom Fahrzeug aus voll eingesetzt werden. Nach Anlegen der Schutzbekleidung kann die Mot.-Schützengruppe fast wie moderne Panzer ohne besondere Schwierigkeiten vom Gegner aktiviertes oder vergiftetes Gelände überwinden.

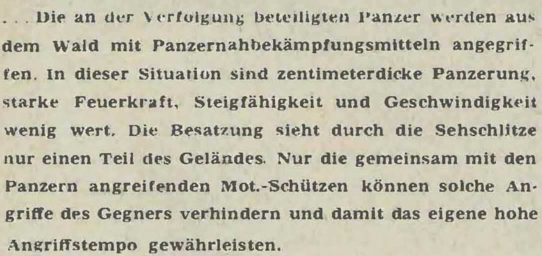
. . . Das Mot.-Schützen-Bataillon hat die Paßstraße, die das Gebirge überquert, erreicht. Sicherungskräfte des Gegners feuern aus Panzern und befestigten Stellungen. Es gibt kein ungeduldiges Schießen von Leuchtsignalen und banges Warten mehr auf Artillerieunterstützung. Die selbstfahrenden Geschütze der Begleitartillerie gehören zum Bestand des Mot.-Schützen-Bataillons, befinden sich ständig in seiner Gefechtsordnung und eröffnen das Feuer schon nach wenigen Augenblicken.

Zwei Beispiele sollen den Beweis ergänzen: Der Karabiner ist endgültig durch die MPi abgelöst worden. Die Feuerkraft der Mot.-Schützengruppe erhöhte sich dadurch im Verhältnis von 1:8. Jeder dritte Angehörige eines Mot.-Schützen-Bataillons ist Spezialist, z. B. Kraftfahrer, Funker, Panzerfahrer usw.

Diese Lanze für die Mot.-Schützen soll uns aber nicht zu einer Überbewertung dieser einen Waffengattung veranlassen. Bekanntlich setzte die faschistische Wehrmacht ihre Hoffnungen auf die Panzerwaffe und die Luftstreitkräfte. Artillerie und Infanterie wurden vernachlässigt.
Auch die Sowjetunion erkämpfte nicht mit einer







. . . Die an der Verfolgung beteiligten Panzer werden aus dem Wald mit Panzernahbekämpfungsmitteln angegriffen. In dieser Situation sind zentimeterdicke Panzerung, starke Feuerkraft, Steigfähigkeit und Geschwindigkeit wenig wert. Die Besatzung sieht durch die Sehschlitze nur einen Teil des Geländes. Nur die gemeinsam mit den Panzern angreifenden Mot.-Schützen können solche Angriffe des Gegners verhindern und damit das eigene hohe Angriffstempo gewährleisten.

. . Der Angriff des Gegners wird durch Panzerkräfte unterstützt, denen es gelungen ist, bis an den ersten Graben des eigenen Verteidigungssystems vorzudringen. Das ist der Moment, in dem die Panzerbüchsenschützen in das Gefecht eingreifen . . .
Jede Mot.-Schützengruppe ist mit solchen Geräten ausgerüstet. Ein weiterer Beweis dafür, daß die Mot-Schützen mit der Entwicklung der anderen Waffengattungen Schritt gehalten haben.

Waffengattung den Sieg über die faschistischen Aggressoren. Deshalb sagte auch Marschall Malinowski auf dem XXII. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion:
„. . ., daß der endgültige Sieg über den Aggressor nur infolge der gemeinsamen Aktionen aller Arten der Streitkräfte erzielt werden kann. Eben deshalb widmen wir der Vervollkommnung aller Waffenarten die notwendige Aufmerksamkeit . . ."
Auch in unserer Armee ist diese Erkenntnis oberstes Gebot. Die Nationale Volksarmee ist eine moderne Armee, und die Mot.-Schützen sind als ihr fester Bestandteil auf keinen Fall unmodern.

ATANAS MANDADSHIEV

Die kleine Rolle

Das Jubiläum war zweimal in der Bezirksleitung angekündigt worden, doch gesprochen wurde davon erst am Vorabend, als man erfuhr, daß Gäste aus Sofia gekommen waren.
Jedenfalls war der Saal des Kulturheims doch überfüllt, als die Stunde nahte.
Der Vorsitzende des Jubiläumskomitees runzelte mißmutig die Stirn, als er die Liste der Gratulationsredner sah — lauter Vertreter verschiedener Organisationen und Kulturinstitute. Die Liste war lang. Er ärgerte sich bereits, daß er niemanden streichen konnte, als er ganz am Ende einen völlig unbekannten Namen las, unter dem folgende Worte standen: „Spricht in eigenem Namen."
Den streiche ich! dachte der Vorsitzende mit Genugtuung und griff schon zum Bleistift, doch im letzten Augenblick hielt ihn irgend etwas zurück, und der Name des Unbekannten blieb stehen.
Es fiel ihm erst wieder ein, als es schon zu spät war — als er bereits die ersten Worte ausgesprochen hatte: „Ich erteile das Wort dem Genossen Stojan Dobrev, der ..." An dieser Stelle stockte er und schwieg verlegen. Ein Raunen ging durch den Saal. Die Köpfe wandten sich voller Interesse nach den letzten Reihen um, wo ein Stuhl zurückgeschoben wurde. Neugierige Blicke maßen jeden Schritt des schlanken Obersten, der sicher zur Tribüne ging. „Wer ist das?" — „Woher kommt er? — Warum hielt der Vorsitzende mitten im Satz inne?"
Der Oberst stellte sich ruhig hinter das Rednerpult und wartete, daß der Lärm verstumme. Er hatte graumeliertes, etwas widerspenstiges Haar und einen gut geschnittenen dunkelbraunen Schnurrbart.
„Genossen", sagte er mit einem Lächeln, „ich fürchte, ich werde Ihnen ziemlich viel Zeit wegnehmen, doch ich bin nur deshalb gekommen — ich wollte, daß alle es erfahren, und ... ich bitte Sie, mich anzuhören. Es ist ein Erlebnis aus meinem illegalen Dasein, das ich nie vergessen werde ... Es war in Ihrer Stadt im Frühjahr 1943. Eines Abends sollte ich bei einem Freund übernachten, dessen Heim Leuten wie mir weit offen stand. Auf dem Weg zu ihm spürte ich, daß ich von Agenten verfolgt wurde. Absichtlich wechselte ich die Richtung, doch die Verfolger gingen mir nicht von den Fersen. Es waren zwei Leute in Zivil. Am Stadtrand schlug ich, fast laufend, die Straße ein, die direkt zum Wald führte. Hatte ich ihn einmal erreicht, würden sie mich schwerlich erwischen.
Nach ein paar Metern glaubte ich Schritte hinter mir zu hören, und ich begann mit voller Kraft zu laufen. ‚Halt, halt', riefen sie mir nach, und dann schossen sie. Die Kugel pfiff hoch über meinen Kopf hinweg. Sie wollten mich lebend fangen.
Ich hatte den Wald schon fast erreicht, als drei Kadetten mit weißen Handschuhen und einige Mädchen aus ihm heraustraten. Sie begannen zu schreien. Da bog ich nach links ab und rannte auf einem feuchten Feldweg am Waldrand entlang. Ich weiß nicht, was mich veranlaßte, in den Hof eines abgelegenen Häuschens zu treten — vielleicht der Umstand, daß ich gerade meine Verfolger nicht sah. Es war dumm von mir, ich ging vielleicht selbst in eine Falle. Doch es war keine Zeit zum Überlegen. Im Hintergrund des Hofes erblickte ich einen kleinen Schuppen, dessen Tür offenstand. Zuerst wollte ich direkt über die gepflegten



Blumenbeete darauf zulaufen, überlegte aber, daß ich Spuren hinterlassen würde, und benützte den Pfad.

Bevor ich die Tür des Schuppens schloß, um sie von innen zu verriegeln, sah ich etwas, was mir das Blut in den Adern gerinnen ließ: In der Tür des Wohnhauses erschien eine kleine, junge Frau mit einem weißen Schal um den Schultern und einem Buch in der Hand. Sie bemerkte mich, ein kurzer Aufschrei entfuhr ihrem Mund. Fast gleichzeitig tauchten die Verfolger auf. Ich sah nur noch, daß die Frau sich die Hand auf den Mund preßte.

In dem Schuppen lagerten Kohlen und Brennholz. Ich entdeckte einen großen Holzklotz, in dem eine Axt steckte, rückte ihn mühsam vom Platz und verrammelte die Tür mit ihm. Dann suchte ich einen Spalt, durch den ich hinaussehen konnte, und als ich ihn gefunden hatte, griff ich nach meinem Revolver, entschlossen, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen.

Die beiden Agenten und die Kadetten waren vor der Hoftür stehengeblieben und überlegten: ‚Hier muß er irgendwo sein, er kann nicht entkommen.‘ Eine Waffe blitzte, und die weißen Handschuhe der Kadetten schimmerten im Dunkel wie helle Tücher. Ich wunderte mich eben, daß die Frau mich noch nicht verraten hatte, als zwei aus der Gruppe – ein Ziviler und ein Kadett – die niedrige Pforte öffneten und in den Hof traten. Die übrigen verteilten sich auf die umliegenden Häuser.

Der Zivile und der Kadett stampften durch den Garten, ohne darauf zu achten, wo sie hintraten, und kamen geradewegs auf den Schuppen zu. Ich bereitete mich vor. Plötzlich jedoch sprang ihnen mit schrillem, hysterischem Geschrei die Frau entgegen, die ich vor kurzem in der Haustür erblickt hatte. Ich erkannte sie eigentlich nur an dem weißen Schal wieder, den sie um die Schultern gelegt hatte, denn sie sah jetzt ganz anders aus. Ab und zu konnte ich ihr Gesicht sehen – es war von nervösen Zuckungen zerrissen.

‚Was fällt Ihnen ein, in ein fremdes Haus einzudringen und die Blumen zu zertrampeln! ... Meine armen, kleinen Blümchen ... Wölfe! Krepieren sollt ihr! Wölfe!‘

Die beiden wichen zurück.

‚Warte, Frau, beruhige dich! Nur eine Frage und wir gehen. Ist hier nicht ein Mann hereingekommen?‘

Die Frau preßte die Hände aufs Herz und sagte verzückt:

‚Mein Gott ... Es ist wahr. Alles ist wahr! ... Er war Student ... Franzose ... Gaston hieß er ... mit einem schwarzen Bärtchen ... Lackschuhe trug er ... der Schlag soll mich treffen, wie ich hier stehe! Und er liebte mich so sehr ... so sehr!‘

‚Höre‘, sagte der Agent ärgerlich, was redest du da zusammen? Hast du einen Mann gesehen oder nicht?‘

‚Warum schreist du so?‘ rief die Frau und schlug triumphierend in die Hände. ‚Weißt du, wie einem zumute ist, dem man nicht glaubt?‘ Plötzlich senkte sie die Stimme und verlor sich wieder in ihre Gedanken: ‚Schade. In der Verbannung wäre es besser ... Könnte man doch euch alle ... dort



Illustrationen: Rudolf Grapentin

hinschicken ... euch mit einem Besen zusammenfegen ... und weg mit euch in die Grube!‘

Die beiden sahen sich an und zuckten mit den Schultern. Der Agent trat entschlossen vor. Die Frau hängte sich an seinen Arm.

‚Ein Hund ist dort, ein Hund ... Charlie, Charlie!‘ schrie sie verzweifelt.

Zu meiner großen Überraschung vernahm ich in diesem Augenblick hinter meinem Rücken lautes Hundegebell. Der Hund kratzte an der Rückwand des Schuppens und bellte wütend. Ein guter Hund, er wußte, wann er sich zu melden hatte!

‚Gehen wir, sie ist verrückt!‘ sagte der Polizist. Der Kadett zog seine Handschuhe glatt.

Ich hielt den Atem an.

Sie gingen wirklich, und auch die Frau zog sich zurück. Ich verbrachte eine peinvolle Stunde, denn ich wußte nicht, was ich machen sollte. Es war gefährlich, noch länger hier zu bleiben – der Hund hörte nicht auf zu bellen. Aber wer garantierte mir andererseits, daß die Agenten nicht draußen auf mich warteten? Außerdem wunderte ich mich, daß die Frau mich nicht verraten hatte. Vielleicht hatte der Polizist recht, vielleicht war sie wirklich verrückt? Sie schien mich einfach vergessen zu haben.

Ich trat mit der Hand in der Tasche in den Garten. Schon an der Pforte, hörte ich hinter mir eine Stimme.

‚Bitte, warten Sie einen Augenblick!‘

Die Stimme war mir bekannt, doch wie anders klang sie jetzt, ruhig und voller Wärme. Mehr aus Neugier schaute ich mich um. Die Frau stand dort,

wo ich sie das erstemal gesehen hatte – in der Haustür. Sie war klein und untersetzt, aus ihren sanften Augen sprach mütterliche Fürsorge. Nein, das ist nicht dieselbe Frau, sie kann es nicht sein! dachte ich. Doch dieser Schal, den sie um die Schultern trägt?

‚Kommen Sie herein! Vielleicht sind sie noch nicht fort', sagte die Frau.

Ich trat ins Haus, um sie nicht durch eine Ablehnung zu kränken. Durch einen schmalen Vorraum, dessen ungestrichene Dielen unter den Füßen knarrten, gelangten wir in ein mittelgroßes Zimmer, in dem die Lampe ein weiches, gedämpftes Licht verbreitete. Ich sah ein Bett, über dem eine gestrickte Decke lag, einen schweren Schrank mit glänzenden Schlössern und in einer Ecke eine Gitarre. An den Wänden hingen viele Fotos.

Ohne daß es mich besonders interessiert hätte, bemerkte ich, daß die meisten Aufnahmen Theaterszenen darstellten. Ich begann zu verstehen.

‚Sie sind eine Schauspielerin?'

Sie zögerte mit der Antwort.

‚Nicht ganz', sagte sie dann, und ich hatte den Eindruck, daß sie errötete. ‚Nur aus Liebhaberei ... wir haben hier eine Laiengruppe, wir geben uns Mühe ...'

‚Und ich habe gedacht, Sie seien verrückt. Sie haben Ihre Rolle großartig gespielt!'

Sie schüttelte den Kopf und senkte die Augen.

‚Nein, ich bin mit mir nicht zufrieden. Gorki ist zu schwer für mich.' Und traurig lächelnd fügte sie hinzu: ‚Wenn ich so auf der Bühne spiele, dann läuft das Publikum davon – wie die vorhin.'"

Der Oberst machte eine längere Pause, dann wandte er sich der Jubilarin zu und sagte:

„Damals vergaß ich, Ihnen die Hand zu küssen. Erlauben Sie mir, daß ich es jetzt tue."

Stürmisches Händeklatschen ertönte im Saal. Einige Besucher in der ersten Reihe erhoben sich, alle anderen folgten ihrem Beispiel. Die Jubilarin, eine kleine Frau mit grauem, straff nach hinten gekämmtem Haar und tiefen Falten im Gesicht, wagte auf ihrem Stuhl kaum zu atmen. Bis zu diesem Augenblick hatte sie sich im Schatten des stattlichen Vorsitzenden verborgen gehalten und sich nicht so unbehaglich gefühlt, doch jetzt, wo alle Blicke auf sie gerichtet waren ... Sie hatte doch immer nur kleine Rollen gespielt. *(Gekürzt)*





Wie hieß denn DER?

Mit dieser Frage, lieber Leser, wollen wir Ihr Erinnerungsvermögen künftig allmonatlich einmal auf die Probe stellen.

Sie sind bereit? Nun – dann denken Sie mal scharf nach, wie der Titel jenes Filmes heißt, aus dem wir das hier veröffentlichte Szenenfoto entnommen haben.

Trennen Sie dann die Kennmarke (rechts unten) ab, kleben Sie diese auf eine Postkarte und – falls Sie den Filmtitel inzwischen nicht wieder vergessen haben – vermerken Sie diesen auf der Karte. Freuen würden wir uns, wenn Sie der Redaktion auf der Postkarte in ein paar Sätzen mitteilten, warum Ihnen dieser Film gut oder weniger gut gefallen hat. Die Erfüllung dieses Wunsches ist aber keine Bedingung, gewertet wird lediglich der richtige Filmtitel.
Unter den Einsendern von richtigen Lösungen werden durch das Los drei Gewinner ermittelt.

SIE KÖNNEN GEWINNEN:

1. **1 Jahrgang Progreß-Filmprogramme 1961 in zwei Sammelmappen und das jeweils veröffentlichte Szenenfoto im Format 24 × 30 cm.**
2. **1 Progreß-Spielfilmkatalog, illustriert, Jahrg. 1961 und 10 Künstlerfotos.**
3. **25 Fotos bekannter Filmkünstler.**

Letzter Einsendetermin für unser März-Filmrätsel ist der 25. März 1962 (Datum des Poststempels).

Mit „Gut Film“ Ihre „Armee-Rundschau“

AR 3/1962



Was war *das schönste Erlebnis* Ihrer Armeezeit?

Gefreiter Karl-Heinz Kanemeier (20): „Was soll ich da sagen? – Man macht seinen Dienst und sitzt als Kraftfahrer Tag für Tag hinter dem Lenkrad. Ich kann da keine erhebenden Dinge finden. Höchstens, daß ich als Armeekraftfahrer mittlerweile so die ganze Republik kennengelernt habe. Vorige Woche war ich noch im Erzgebirge, heute fahre ich auf die Insel Rügen."

Hauptmann Günter Warbelow (31): „Als ich noch Batteriechef war, erfüllten wir unter anderem eine schwierige Feuerleitübung mit der Note ‚Sehr gut'. Kurz danach fuhr meine Batterie ins Feldlager zurück: ich selbst hatte noch etwas zu erledigen und kam später nach. Als ich ins Feldlager komme, denke ich, ich seh' nicht recht: Steht meine Batterie angetreten, und ein Kanonier tritt auf mich zu, überreicht mir einen riesigen Blumenstrauß und gratuliert mir im Namen aller Genossen zur Erfüllung der Übung! – Dieses Bild sehe ich noch heute vor mir, als wäre es gestern. Bis jetzt ist es das schönste Erlebnis meiner Dienstzeit. Und ich glaube, es gibt so schnell keinen anderen Eindruck, der diesen auslöschen könnte."

Gefreiter Jürgen Müller (19): „Große Klasse war der Einsatz am und nach dem 13. August in Berlin, wo wir mit unseren ‚Dicken' den Provokateuren die Lust nahmen, gegen die Sicherung der Staatsgrenze zu Westberlin anzurennen. Ganz große Klasse war die Herzlichkeit der Berliner, mit der sie uns täglich Blumen brachten und Geschenke. Und dann die vielen Künstler, die zu uns kamen; soviel wie hier hatten wir noch nie in unserer Einheit zu Gast. Ich glaube, von diesen ereignisreichen Tagen werde ich noch erzählen, wenn ich achtzig Jahre alt bin. Schließlich haben wir doch dabei Geschichte gemacht!"

Oberfeldwebel Erich Lehmann (24): „Zur Erklärung der folgenden Episode muß ich sagen, daß ich Fallschirmwart bei den Luftstreitkräften bin. Als ich bei einem Sprunglehrgang war, erfuhr ich zwischen zwei Sprüngen von der Erdumkreisung des sowjetischen Fliegermajors Juri Gagarin. Ringsumher war die Freude riesengroß. Da brausten plötzlich hoch über unsere Köpfe sowjetische Militärflugzeuge hinweg. Begeistert schwenkten wir die Arme und warfen unsere Mützen in die Luft, um den sowjetischen Piloten auf diese Weise zu dem Eindringen ihres Genossen Juri Gagarin in den Kosmos zu gratulieren. Die Freunde das sehen und als Antwort mit den Tragflächen zu ‚winken', war eins . . ."

Wachtmeister Werner Hoffmann (23): „Wenn man fünfeinhalb Jahre dabei ist, gibt es soviel zu erzählen. Ich finde, die ganze Zeit war schön und erlebnisreich – mit einigen Ausnahmen, versteht sich."

Hauptmann Ernst Gebauer (32): „Als Bildreporter der ‚Armee-Rundschau' erlebt man ja so allerhand. Manchmal auch so etwas: Bei einer Übung wurden Parolen ausgegeben. Vorsichtigerweise besorgte ich mir also die Parole und fuhr mit dem Wagen zum Konzentrierungsraum eines Bataillons. Mit ernster Miene wurde meine Parole entgegengenommen, jedoch nicht wiederholt. Man ließ mich aussteigen, ich mußte 20 m vor dem Fahrzeug laufen, während sich der Wachhabende in den Wagen schwang und mich als ‚Gefangenen' zum Stab des Truppenteils abführen ließ – mitten durch die Konzentrierung des Bataillons. Verständlich, daß ich das Gelächter nicht auf meiner Seite hatte. Inzwischen war aber der Stab des Truppenteils verlegt worden. Außerdem stellte sich heraus, daß der Wachhabende die alte, ich aber die neue Parole hatte. So ging es denn bald darauf den gleichen Weg zurück; nur mit dem Unterschied, daß ich mit der richtigen Parole und

dem neuen Posten im Auto saß, während der Wachhabende, vom Nachkommando des Truppenteil-Stabes abgeführt, wahre Spießruten lief ..."

Gefreiter Fritz Kruse (20): „Gern erinnere ich mich an unsere erste gemeinsame Übung mit einem Truppenteil der Sowjetarmee. Es war imponierend, wie alles geklappt hat, trotzdem auf beiden Seiten hohe Anforderungen gestellt wurden. Besonders beeindruckt hat mich die moderne Technik der sowjetischen Genossen; ferner, wie die Freunde damit umzugehen verstehen. Da ist jeder ein Meister seines Fachs. Die Übung hat mir gezeigt: Gemeinsam sind wir stark und unüberwindlich!"

Oberleutnant zur See Walter Pagels (26): „Ich will mal erzählen, worüber ich in meiner Dienstzeit am meisten gelacht habe. Schließlich gehört das auch zu den Erinnerungen, die einem im Gedächtnis haften bleiben. – Als Angehöriger der Seeoffiziersschule war ich zum Praktikum auf einem MLR-Schiff. Wir räumten in noch vom Krieg her verminten Gewässern. Gemäß der Dienstvorschrift trugen wir Schwimmwesten. Nur die ‚alten Hasen' nicht; sie lehnten es mit der Begründung ab: ‚Es passiert doch sowieso nix!' Plötzlich detonierte aber doch eine Mine, ganz in der Nähe des Schiffes. Obwohl die Wassersäule wirklich imposant war, werde ich nie vergessen, wie die ‚alten Hasen' mit hochroten Köpfen krampfhaft ihre Schwimmwesten aufbliesen ..."



Unteroffizier Klaus Reindel (22): „1960, bei einer gemeinsamen Übung der Land- und Luftstreitkräfte, bin ich zum ersten Mal in meinem Leben geflogen. Sie können sich gewiß denken, daß das ein großes Ereignis für mich war; und vielleicht gerade deswegen, weil ich nun schon einige Jahre Angehöriger der Luftstreitkräfte bin. Allerdings müßte ich schwindeln, würde ich sagen, daß darin mein einziges Erlebnis dieser Übung bestand. So schön es war, zu fliegen, so beeindrukkend war es auch, die geballte Kraft und Dynamik der vereint eingesetzten Waffengattungen zu sehen. Das hat neuen Mut und neue Zuversicht gegeben und mich in dem Bewußtsein bestärkt, daß wir in der Lage sind, zusammen mit unseren sowjetischen Freunden jedem Aggressor vernichtend entgegenzutreten."



Oberleutnant Manfred Schubert (27), vierfacher Weltmeister im Canadier: „Knapp fünf Jahre ist es nun her: Kanu-Slalom-Weltmeisterschaften 1957 in Westdeutschland. Zu ihrer Eröffnung schrieb die ‚Augsburger Rundschau': ‚Unter den Klängen der deutschen Nationalhymne gingen die 14 Flaggen der teilnehmenden Nationen am Mast empor.' So beginnt mein Erlebnis – mit einer alten, verhaßten Hymne. Es war das zweite Mal, daß ich an einer Weltmeisterschaft teilnahm. Unsere gesamte DDR-Mannschaft war gut vorbereitet und jeder bereit, sein Bestes zu geben. Bald darauf hatten mich die Wellen und Walzen aufgenommen; 28 Tore wies die 1000-m-Strecke auf. Es regnete in Strömen, und dazu das Wasser des ‚Eiskanals' mit einer Temperatur von 13 Grad. Doch alles verlief gut. Ich kam durch alle Walzen und Schwälle, und die Stoppuhren am Ziel zeigten Bestzeit – es hatte gereicht, und ich war froh. Mein Sonnabendlauf wurde auch am folgenden Tag nicht unterboten. Zur Siegerehrung hatten alle Delegationen im Rosenaustadion Aufstellung genommen. Als die Reihe an die Canadier-Einer kam, konnten wir einen Doppelerfolg feiern, denn Emil Zimmermann, mein Mannschaftskamerad, war Vizeweltmeister geworden. Der Präsident der Internationalen Kanu-Föderation überreichte mir feierlich die Goldmedaille. Langsam, diesmal jedoch unter den Klängen unseres ‚Auferstanden aus Ruinen' stieg das Banner unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates am Siegermast empor. Die Zuschauer standen auf, ja, selbst die anwesenden NATO-Offiziere und Bundeswehrsoldaten konnten nicht umhin, sich zu erheben. Auf dem Siegerpodest zwei Angehörige der Nationalen Volksarmee – und unten die NATO-Söldner mit der Hand an der Kopfbedeckung! Dieses Bild werde ich nie vergessen. Sechsmal erklang an diesem Tag noch unsere Nationalhymne, und ich war stolz darauf. Nicht wegen meines persönlichen Triumphes, sondern wegen des Triumphes unserer Deutschen Demokratischen Republik mitten im militaristischen Westdeutschland, dem sich gezwungenermaßen sogar die Uniformträger des Bonner Staates beugen mußten."

Stabsgefreiter Axel Weinreich (20): „Mir ist etwas Schreckliches passiert: Während meiner Armeezeit wurde ich lebenslänglich in Ketten gelegt – durch meine Frau, die ich bei einem Ernteeinsatz unserer Kompanie kennengelernt habe!"

Oberfeldwebel Johann Killer (26): „In der Armee bin ich zu einem leidenschaftlichen Theaterbesucher geworden mit ‚Spezialinteresse' für die Oper. Als ich noch in Finsterwalde lernte, geriet ich durch irgendeinen Zufall zum ersten Mal in die Oper. Jedoch, mir war alles unverständlich, ich begriff die Handlung nicht, konnte mich mit dem Gesang nicht befreunden — kurzum, ich schlief selig ein. Später ging ich dann zur Volksarmee. Und bald sang ich im Chor unserer Kulturgruppe mit; noch heute denke ich gern daran zurück, wie wir in den Betrieben auftraten, in den Dörfern sangen und spielten und recht weit herumkamen. Es war schön, sehr schön. Seit dieser Zeit bin ich ein anderer Mensch geworden. Heute steige ich mit meiner Frau jeden Monat einmal auf den H 3 A, der uns nach Neustrelitz ins Theater bringt. So habe ich jeden Monat ein neues kulturelles Erlebnis, welches sich in der Gesamtheit darauf reduziert, daß die Volksarmee in mir das Verständnis für die Schätze der Kultur geweckt hat."



Soldat Kurt Prohaske (19): „Mit Bahnfahrt bin ich gerade ein paar Wochen dabei. Mit großen Erlebnissen und so ist da noch nicht viel. Mir hat gefallen, wie ich in meiner jetzigen Stammkompanie aufgenommen wurde. Man merkt, unser Zugführer hat was übrig für die Soldaten. Ich hatte vorher immer Angst, daß hier gebrüllt und geschliffen wird. Ist aber nicht. Ich glaube, der Zugführer ist in Ordnung. Er kann was und ist Kamerad. Vor allem, er ist oft auf der Stube und spricht mit uns. Nicht als Leutnant mit silbernem Lametta, sondern als Mensch."

Obermatrose Siegfried Herm (20): „Für mich ist das schönste Erlebnis immer, wenn ich in Urlaub fahren kann."

Offiziersschüler Erich Bauer (20): „Mein schönstes Erlebnis? — Das war ein einziges Drama! Dafür nannte uns die Seglerzeitung ja hinterher auch den ‚Regattaschreck'! Bei der Ostseewoche 1961 war's, als die ASG Stralsund zum ersten Mal an den Start dieser internationalen Regatta ging. Ich mit einem Flying-Dutchman, den ich gerade erst ein paar Wochen vorher übernommen hatte. Bis dahin war ich Finn-Dinghi gesegelt, also so gut wie keine Ahnung vom FD. Na ja, mit Ach und Krach bin ich dann bei der Regatta doch so über die Runden gekommen. Ich mußte bloß höllisch aufpassen, daß ich nicht in den Bach fiel. Und dabei kam das Wettsegeln natürlich mächtig kurz: Auf welchem Platz ich gelandet bin, weiß ich gar nicht mehr, es war auf jeden Fall ziemlich am Schluß. Trotzdem war's herrlich. Ich habe viel gelernt. Vor allem wurde ich mit der Härte des Segelns bekannt — und dann mit den Assen, die dort aufkreuzten. Vor ein paar Jahren hätte ich mir nie träumen lassen, daß ich mal eine Ostseeregatta mitsegeln würde. Welche Thüringer Landratte denkt auch im entferntesten daran? Durch die Volksmarine bin ich zur Seefahrt gekommen und dadurch wiederum zum Segeln. Und deshalb ist eigentlich mein ganzer Dienst hier ein einzigartiges großes Erlebnis für mich."

Unteroffizier Klaus Crusius (23): „Mein schönstes Erlebnis war der Besuch der Rügenfestspiele durch das Kollektiv unserer FDJ-Gruppe. Die Ballade von Klaus Störtebecker hat uns allen gut gefallen."

Oberst Hans Beckmann (47): „Es ist schwer zu sagen, welches nun das absolut schönste Erlebnis war. Das, von dem ich kurz erzählen möchte, war sehr schön. Es ist einige Monate her. Ein Genosse K. rief mich an, ob er mich einmal besuchen dürfe. Ich sagte zu, konnte mich aber nicht so recht erinnern, woher ich ihn kenne. Bis er mir gegenüberstand; ein junger, selbstbewußter Mensch, der stolz von seiner Arbeit sprach, von seiner Arbeit als Lehrer. Meine Gedanken gingen einige Jahre zurück. Es war kurz nach Gründung der Nationalen Volksarmee. Er war damals junger Soldat, voll von Widersprüchen und nicht immer der diszipliniertеste. Wir hatten sehr viel Mühe mit ihm. Doch das Kollektiv und die Vorgesetzten ließen nicht locker. Und schließlich trugen unsere Bemühungen ihre Früchte: Am Ende seiner Dienstzeit konnten wir ihn zum Lehrerstudium delegieren. — Nun stand er vor mir. ‚Ich möchte immer wieder allen Genossen danken, die mir geholfen haben. Die Dienstzeit in der Volksarmee war für mich eine wirkliche Schule, die großen Einfluß auf mein weiteres Leben hatte.' So sprach er, und ich empfand Glück und Freude. Denn was kann es Schöneres geben, als mit seiner Kraft an der Erziehung sozialistischer Menschen mitzuwirken?"

Ohne mit der höheren Mathematik auf du und du zu stehen: Rechnen wir allein neunzigtausend Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere mit ihren Erlebnissen und Eindrücken, die sie während ihrer Dienstzeit in der Nationalen Volksarmee empfangen haben — wir müßten einen ganzen Jahrgang der „Armee-Rundschau" verwenden, um sie alle auch nur im kurzen Telegrammstil schildern zu können. Und so bleibt diese Umfrage ihrer Natur nach lediglich ein bescheidenes Fragment. Trotzdem erscheint sie mir nicht wertlos, entsteht doch auch hier aus vielen bunten Tupfen ein lebenskräftiges Bild von unserer nunmehr sechs Jahre alten Nationalen Volksarmee und ihren jungen Waffenträgern, denen die Dienstzeit zu einer echten, weil lehr- und erlebnisreichen Schule des sozialistischen Lebens wurde. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen auch im siebenten Jahr des Bestehens der Nationalen Volksarmee viele schöne und bleibende Erlebnisse. Ihr

Karl Heinz Freitag





Das Panzerfahrgestell gestattet der SFL, natürliche und künstliche Hindernisse zu überwinden. Dadurch kann das Fahrzeug auch zum Kampf gegen Erdziele eingesetzt werden.

◀ Unser ganzseitiges Foto zeigt eine Einheit sowjetischer Fla-SFL bei einer Truppenparade.



Moderne Bewegungsmechanismen ermöglichen eine schnelle Drehung des Turmes um 360 Grad. Die Automatik verleiht dem Zwillingsgeschütz eine hohe Feuergeschwindigkeit.



Fla-SFL der Nationalen Volksarmee während einer Übung. Sie sichern das Vorgehen der Truppen gegen Luftangriffe.

Flak + Panzer = Fla-SFL

Die rasche Entwicklung der Kampf- und Jagdflugzeuge nach dem zweiten Weltkrieg – Strahltriebwerke, hohe Geschwindigkeiten, starke Bewaffnung – erforderte den unmittelbaren Schutz der Truppen vor Fliegerangriffen. Die herkömmliche Flak konnte diese Aufgaben allein nicht erfüllen. Neue Wege mußten beschritten werden. So kam



Trotz rasanter Fahrt sind die Rohre stets gen Himmel gerichtet, bereit, feindliche Tiefflieger mit einem Feuerhagel zu empfangen.

es zur Schaffung von Fliegerabwehrwaffen auf gepanzerten Fahrzeugen.

Bereits im ersten Weltkrieg waren die Bak- (Ballonabwehr) und Flak-Geschütze auf LKW montiert, um beweglicher zu sein. Doch diese Methode geriet später in Vergessenheit, und nur MG fanden noch auf Fahrzeugen Verwendung zur Luftabwehr. Heute ist das anders.

Die Armeen des sozialistischen Lagers verfügen über die 57-mm-Fla-SFL, ein Zwillingsgeschütz von hoher Feuergeschwindigkeit und hervorragender Treffsicherheit. Die Kampfeigenschaften dieser Waffe ermöglichen neben der Bekämpfung von Luftzielen auch das Schießen auf Erdziele.

Die amerikanische Fla-SFL M 42 mit 40-mm-Zwillingsgeschütz.

Unsere 57-mm-Fla-SFL ist ein leichtgepanzertes Gleiskettenfahrzeug mit einem um 360 Grad drehbaren Turm. Das automatische Zwillingsgeschütz ist geeignet, Luftziele bis zu einer Höhe von 4000 Metern zu bekämpfen. Auf Grund der Panzerbasis – Fahrgestell des modernsten mittleren Panzers T 54 – kann die Fla-SFL natürliche und künstliche Hindernisse leicht überwinden und so wirksam die Sicherung der Truppen vor Luftangriffen sowohl beim Marsch als auch im Gefecht übernehmen.

Im Erdbeschuß bekämpft das Geschütz Fahrzeuge, Feuernester, Bunker und lebende Kräfte des Gegners. Die günstigste Schußentfernung liegt hier bei neunhundert Metern.

Die Feuergeschwindigkeit beträgt etwa 220 bis 250 Schuß pro Minute. Begünstigt werden die Kampfeigenschaften der Fla-SFL durch den elektrohydraulischen sowie mechanischen Antrieb der Seiten- und Höhenrichtmechanismen.

Auch im Lager der NATO existiert eine Fla-SFL, die amerikanische Konstruktion M 42.

Dieser Flakpanzer wurde bereits 1945 in die Bewaffnung aufgenommen.

Die Panzerung der M 42 ist kugelsicher, der Turm um 360 Grad schwenkbar. Als Bewaffnung ist ein 40-mm-Zwillingsgeschütz gegen Luft- und Erdziele eingebaut. Allerdings ist die automatische Zielvorrichtung veraltet und gegen moderne Kampfflugzeuge nicht mehr ausreichend. Ein weiterer wesentlicher Nachteil gegenüber unserer Fla-SFL ist das geringe Kaliber der Kanone. Alles in allem: Die 57-mm-Fla-SFL, die zum Bestand aller sozialistischen Armeen gehört, ist ein modernes Gefechtsfahrzeug, das die Vorzüge der leichten Flak mit denen des besten mittleren Panzers vereinigt.

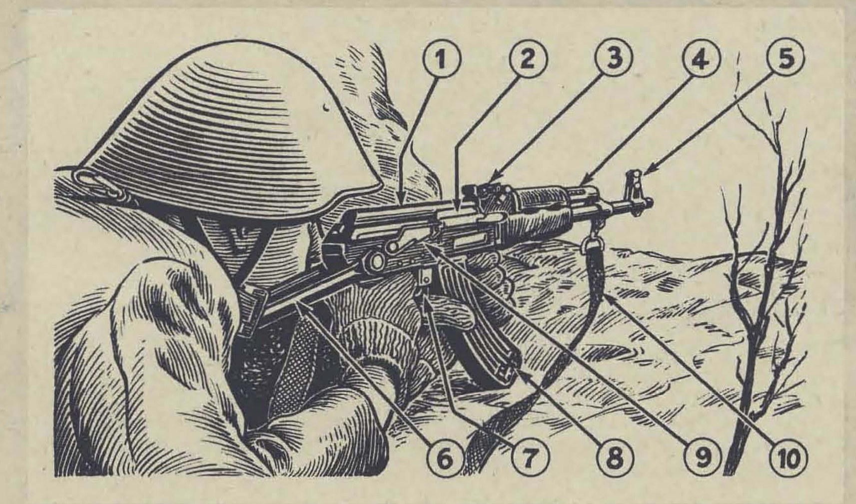
H. B.

9

KLEINER RUSSISCHLEHRGANG

Die automatischen Handfeuerwaffen gehören heute zur Ausrüstung aller modernen Armeen. Unsere Mot.-Schützen haben in der MPi K (Kalaschnikow) eine Waffe von großer Beweglichkeit und hoher Feuerkraft erhalten, die ihnen in jeder Gefechtssituation ein treuer Begleiter ist.

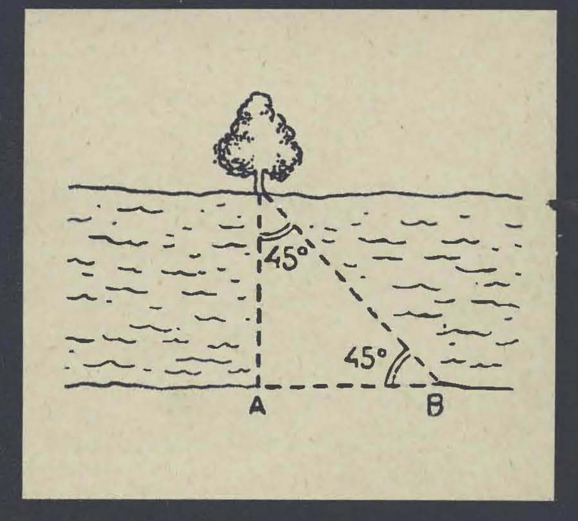
1 автома'т кала'шникова	*awtomat kalaschnikowa*	**Maschinenpistole (Kalaschnikow)**
2 затво'р	*satwor*	**Verschluß**
3 прице'л	*pritzel*	**Visier**
4 га'зовая тру'бка	*gasowaja trubka*	**Gaskammer**
5 му'шка	*muschka*	**Korn**
6 прикл'ад	*priklad*	**Schulterstütze**
7 уда'рно-спу'сковои механи'зм	*udarho-ßpußkowoi mechanism*	**Abzugseinrichtung**
8 магази'н	*magasin*	**Magazin**
9 ство'льная коро'бка	*ßtwolnaja karobka*	**Gehäuse**
10 ре'мен	*rjemen*	**Riemen**

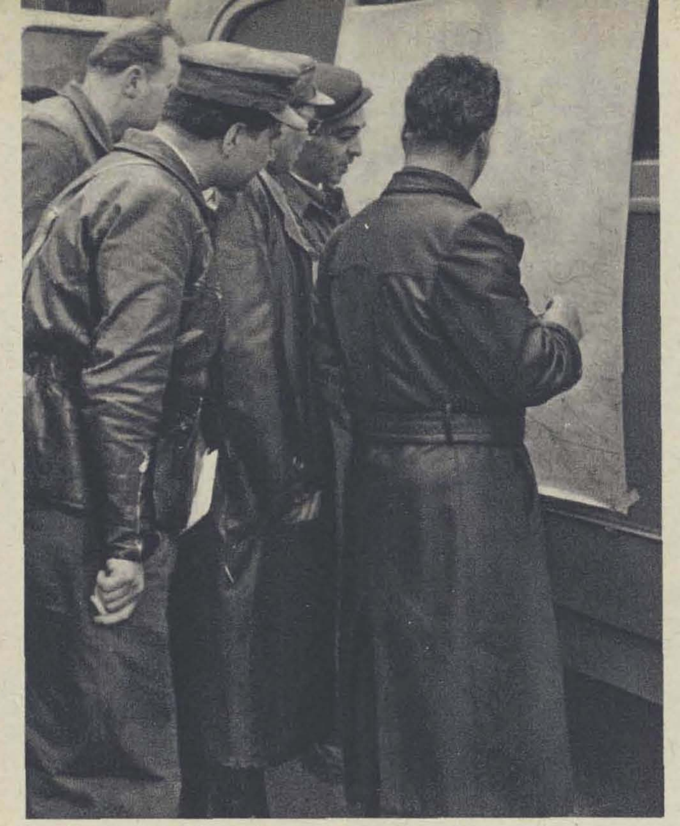


Wenn man's kann, ist's nicht schwer

Du willst wissen, wie breit das vor dir liegende Wasserhindernis ist? Dazu gibt es mehrere Methoden. Am einfachsten ist es, wenn du so verfährst:

Merke dir am anderen Ufer, gegenüber deinem Standpunkt (A), einen markanten Punkt (Stein, Baum, Strauch). Laufe im rechten Winkel am Ufer soweit entlang, bis du ungefähr die Strecke hinter dir hast, daß sich ein gedachtes gleichschenkliges Dreieck (Punkt B) bildet. Die zurückgelegte Strecke A–B ist dann gleich der Flußbreite. Etwas Augenmaß mußt du schon haben, dann klappt's.





Lagebesprechung im Stab der „Angreifer".



„9ntx kommen — hier 9 nun." Die Hauptfunkstation des Stabes der „Angreifer" mit Bernd Seeländer und Jens Zwieg hatte alle Hände voll zu tun, um die Verbindung mit den Unterfunkstellen der vier angreifenden Abteilungen herzustellen und zu halten.

Jede Abteilung bestand aus etwa 150 Kameraden, unter ihnen Funker, Fernsprecher und Fuchsjäger. Sie hatten die Aufgabe, den „Gegner", der sich hinter dem Dörfchen Randau in der Nähe Schönebecks verschanzt hatte, aufzuspüren und zu überwinden.

Innerhalb von zwei Stunden bewegten sich die einzelnen Gruppen, teils in schnellem Marschtempo, teils auf allen vieren, auf das Lager der Verteidiger zu. Die Gruppen standen untereinander ebenfalls in Funkverbindung. Doch Funkverkehr in der Bewegung ist keine einfache Sache, und nicht immer klappten die Verbindungen.

Der „Gegner" — bestehend aus etwa 150 Kameraden des Ernst-Thälmann-Werkes in Magdeburg — hatte sich ge-

„9 nun" RUFT ZUM ANGRIFF

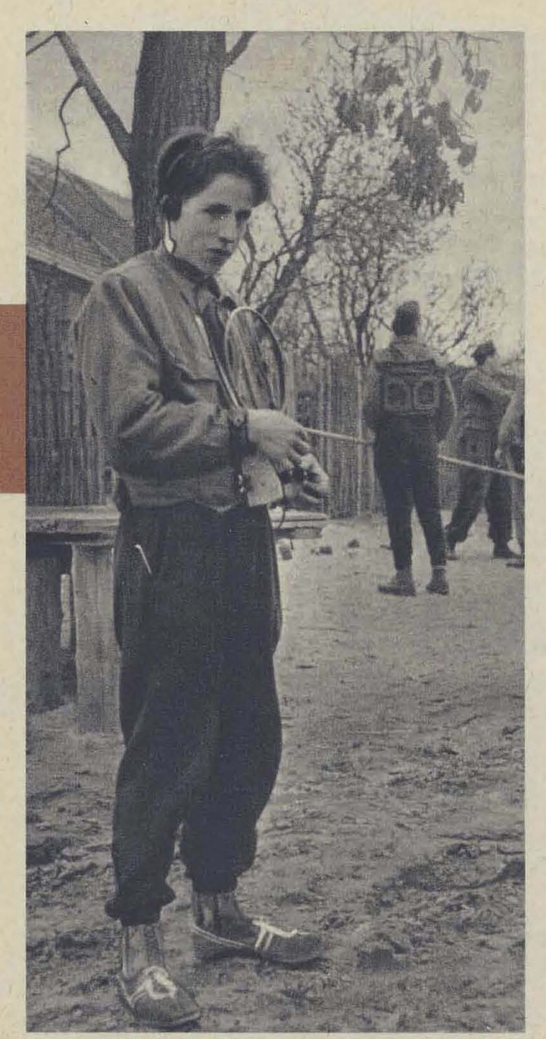
Ein Großgeländespiel als Bewährungsprobe für Nachrichtensportler der GST



Die Hauptfunkstelle der „Verteidiger", mit den Kameraden Lehning und Thiele.



Die Seesportler aus Schönebeck setzten zwei Stunden lang ohne Pause eine Abteilung der „Angreifer" samt Nachrichtenmitteln über.



Die Fuchsjäger bemühten sich, mit viel Geduld die Funkstationen der „Verteidiger" anzupeilen.

schickt und klug auf den bevorstehenden Angriff vorbereitet. Vier FK-1-Stationen standen ihm dazu zur Verfügung, und er setzte sie umsichtig ein. Als schließlich die beiden Parteien aneinandergerieten, erdröhnte das kleine Randau von den Detonationen der Knallkörper. Das machte natürlich einen Heidenspaß, und es wurde mit Begeisterung „gekämpft". Wichtigstes Ergebnis war jedoch, daß bei diesem Spiel alle beteiligten Kameraden, nicht zuletzt die Nachrichtensportler, ihre militärischen Kenntnisse vertieften und somit halfen, die Verteidigungskraft unserer Republik zu stärken.

Haelke



In sieben Richtungen verlegten die Fernsprechtrupps der „Angreifer" ihre Leitungen über je etwa fünf Kilometer.



W. GOLM

Ein NATO-DEUTSCHES Selbstzeugnis

– Tagebuch-Auszüge, die Dokumente einer Staatsgesinnung sind –

24. Februar 1957

Heute beginne ich, ein Tagebuch zu schreiben. Auch ich will später einmal wie mein Berufsschulklassenlehrer zeigen können, in welch einer großen Zeit ich lebte. Herr Klett hat uns vor einigen Tagen sein Kriegstagebuch gezeigt — ganz prima! Mit Bildern aus dem Krieg, mit Schlagzeilen aus den Zeitungen und gedruckten Sondermeldungen. Klett hat sogar schon mit 15 Jahren angefangen — lange vor dem Krieg. „Kraft für das Neue schöpft man immer nur aus der Vergangenheit", hat er uns gesagt, „und deshalb sollten sich heute Jungens mit 16 Jahren dazu auch schon den Grundstein legen!" Heute beginne nun also auch ich.

4. März 1957

... nochmal sagen: Klett ist ein feiner Kerl! Zwei Stunden hat er uns heute aus dem Krieg erzählt. Fast drei Jahre lang war er Geschützführer — und nur im Osten! Vor knapp vier Jahren ist er erst von drüben gekommen. Hatte sich restlos unbeliebt gemacht bei den Roten. Im Grunde genommen, sagt er, wäre alles gleich geblieben: derselbe Feind und derselbe Kampf, wie früher. Nur diesmal haben auch die Amerikaner begriffen, worum es geht. Das hätten sie 1945 einfacher haben können, sagt Klett.

18. März 1957

In der vergangenen Woche gab es Krach in der Klasse. Einen politischen. Mathe-Lehrer Brenk machte eine ironische Bemerkung über die kommende Bundestagswahl. Er wollte ausdrücken, daß alle Wahlreden Propaganda seien, die nur das Volk irreführen sollen. In der Hauptsache, sagte er, gehe es allein um die Frage: Atomwaffen oder nicht. So denken nur Feiglinge, die die Hosen voll haben, hatte uns Klett einmal gesagt. Ketzer, Bennewitz und ich, wir haben dem Brenk nichts geschenkt. Jedenfalls weiß er jetzt, daß wir uns von ihm nicht unterwandern lassen. Klett hat auf jeden Fall recht, das haben wir jetzt gemerkt. Die Kommunisten fallen auch heute noch wie früher einem echten deutschen Denken nur in den Rücken. Bei Brenk muß man wachsam sein ...

14. September 1957

... bis dann Wachsmann zu mir sagte: „Bist du ein Deutscher oder bist du ein Lump? Wenn du ein Deutscher bist, dann gehörst du in die ‚Deutsche Jugend des Ostens' — entweder — oder." Mein neuer Meister ist rigoros. Er weiß, was er will. Er hat das schon in den zwanziger Jahren gewußt, als er beim Freikorps kämpfte. Dann hat er mir auch noch gleich ein paar Broschüren gegeben. Ich werde mich auf jeden Fall anmelden bei dem Jugendverband. Auch die Uniform sieht nicht schlecht aus. Karin wird staunen, wenn ...

4. Oktober 1957

... vorher noch eine große Überraschung. Als ich das Vereinszimmer der „Drei Kronen" betrat, traf ich Horst Zenker. Er ist schon seit einem Jahr Mitglied in der „Deutschen Jugend des Ostens". Er führte mich auch ein. Ja, das ist eine Truppe. Die ersten Minuten zeigten schon, daß hier der richtige Geist herrscht: Zuerst ein Kernspruch vom deutschen Osten, dann ein Lied, dann ein Fahnenspruch und dann eine Ansprache, die ein Führer aus Hamburg hielt. Er formulierte ganz klar: „Wir sind kein Heimatverein, sondern ein Kampfverband!" Die Gesichter um mich her zeigten, daß er allen aus dem Herzen gesprochen hatte. Zenker stieß mich ab und zu an und zeigte mir dann ...

2. Januar 1958

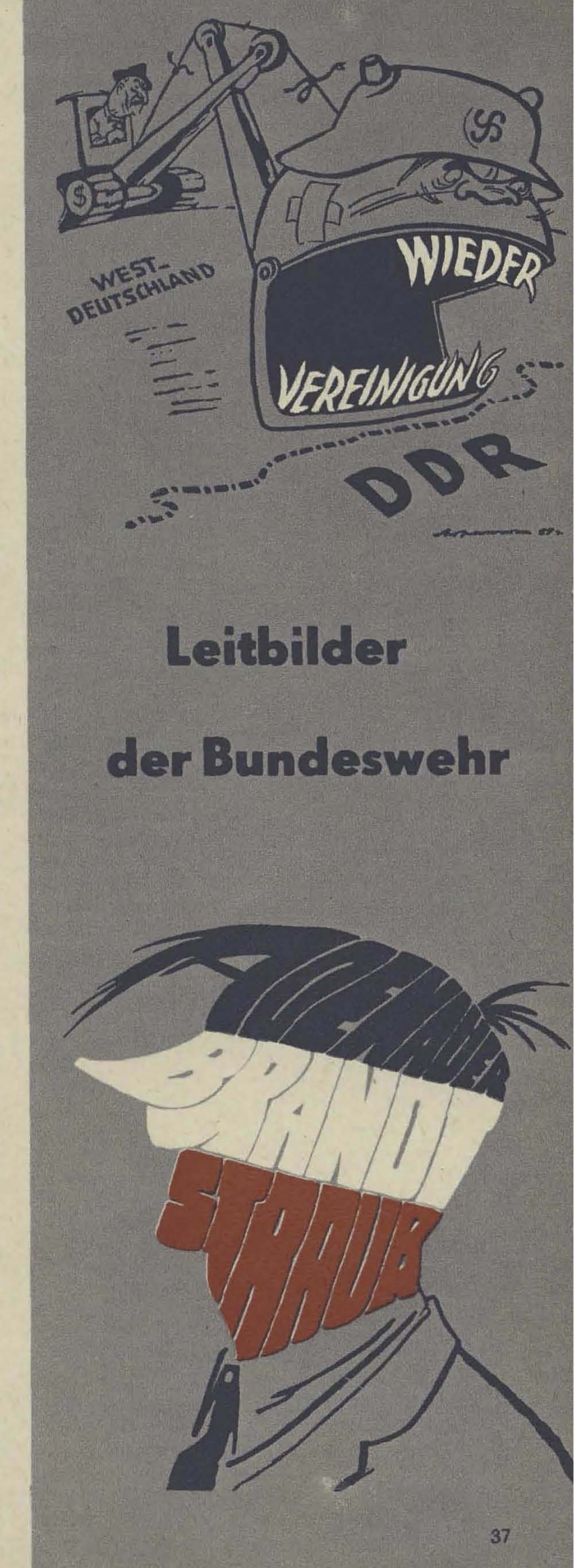
Bald geht es zur Bundeswehr. Wir werden schon zeigen, was in uns steckt. Wir wissen, worauf es ankommt. Die Kommunisten sollen sehen, daß wir nicht zu Kreuze kriechen. Wir wollen nur unser Recht, das uns der Osten genommen hat: Unseren Lebensraum und nichts weiter. Und weil jeder nur soviel bekommt, wie er verlangt, müssen wir als deutsche Jugend verlangen, zeitig und aktiv! Hitler hatte nicht nur in dieser Frage recht!

3. August 1958

Der erste Tag bei der Bundeswehr. Es gibt noch verdammt viele, die enttäuscht sind, weil man sie angeblich zu hart anfaßt. Ein Glück, daß mir Wachsmann den Unsinn mit dem „Bürger in Uniform" zeitig genug ausgetrieben hat. Bin ja gespannt, ob sich der Wegmann beschwert, nur weil er gleich an seinem ersten Diensttag durch den Dreck robben mußte. Scheint aber auch eine Tüte mit tausend Illusionen zu sein. Na, mal sehen, was morgen der Hauptmann sagt. Sein EK 1 leuchtete heute, als wenn er es gerade erst gestern bekommen hätte. Soll er vor Moskau gekriegt haben ...

12. Dezember 1958

Heute war staatspolitischer Unterricht über die Gefahr des Bolschewismus.
Einer hat den Hauptmann gefragt, ob wir auf die aus der Zone schießen sollen, wenn es zum Kriege kommt. Das war die Antwort: Die von der Volks-



(Fortsetzung von Seite 37)

armee sind für uns keine Deutschen, sondern Kommunisten, und Kommunisten sind unsere schlimmsten Feinde.

10. Januar 1961

Wir werden in ein Winterkampflager in den Bayrischen Wald gehen. Hauptmann Metzer schien das überhaupt schon lange zu wissen. Seit einigen Wochen schon erzählte er nur immer im taktischen Unterricht von Schnee und dem „General Winter", die 1941/42 alles versaut haben. Muß man sich übrigens merken, diese vorbereitende Methode. Schließlich hat man auch schon als Unteroffizier genug Ärger, um die Kerle immer bei Stimmung zu halten ...

15. Januar 1961

Seit zwei Tagen liegen wir in meterhohen Schneewehen und üben Angriff. Solange es dabei vorwärts geht, macht es Spaß. Schlimm wird es erst, wenn es ans Eingraben geht. Metzer nimmt dabei keine Rücksichten auf die Unterführer. Ihm scheint es verdammt viel Spaß zu machen, wenn auch wir uns wie die Maulwürfe in das harte Erdreich wühlen. Heute gab es früh sogar nicht einmal Verpflegung. „Hart werden ist alles!" ist seit Wochen Metzers Parole.
Noch vorläufig zehn Tage soll es dauern, dann werden wir abgelöst. Morgen soll auch der General kommen. Er soll damals nur um die Beförderung gekommen sein, weil seine Division vor Leningrad steckengeblieben ist, als die Front nicht mehr zu halten war und der Russe angriff. Soll schlimme Verluste gegeben haben, damals. Ein zweites Mal aber wird ihm das nicht passieren. Er bereitet gut vor ...

4. Januar 1962

... kamen noch einmal auf den Leserbrief dieses Köckert in der „Deutschen Volkszeitung", Düsseldorf, zu sprechen, der in seinem Schreck gleich die Zeitungsfritzen alarmiert hatte, nur weil ihm ein gewisser Oberleutnant Esser, ein Düsenpilot, klar und unmißverständlich erklärt hatte: „Wenn ich den Befehl erhalte, werfe ich die Atombombe auf Dresden!" Als wenn das in unserer Haltung gegenüber den Kommunisten etwas gänzlich Neues wäre. Hat nicht schon vor Jahren unser Minister Strauß im Bundestag erklärt, daß er nur noch den Fall „Rot" kennt? Langsam geben sich aber die Schlappschwänze zu erkennen. Verhandeln ist besser als schießen? Ob die glauben, wir bekommen durch Verhandeln unseren deutschen Osten und alles das wieder, was man uns genommen hat? Alles Quatsch! Wenn die Stunde X kommt, entscheiden die Waffen. Zweimal sind wir dem Verrat zum Opfer gefallen, 1918 und 1945. Beim dritten Mal aber heißt es nun ohne Rücksicht: Entweder — oder! Der Feind steht im Osten — gestern, heute und morgen. Und wenn man uns ruft, sind wir bereit, dem kommunistischen Spuk ein Ende zu machen. Ein für allemal und mit allen Mitteln ...



Dieses Bild
bekam der Walter
von der Margit,
seiner Braut.

„Lieber Walter",
schrieb der Falter . . .
und schon wird sie
so vertraut,

daß wir nicht mehr
weiterlesen,
weil es sich
ja auch nicht schickt,

daß man bei
verlobten Wesen
gleich in Brief
und Bluse blickt.

♥ ♥ ♥ ♥ ♥ ♥ ♥ ♥ ♥ ♥ ♥ ♥ ♥



Anders ist das
hier bei Walter,
dem der Liebesbrief
ja gilt . . .
doch er kaut
am Federhalter
angesichts
von Brief und Bild.

Niemals fände
er wohl Worte,
wie sie Margit
ihm da schreibt . . .
Etwa so
von dieser Sorte:
„. . . bin verliebt
und bin verleibt!"

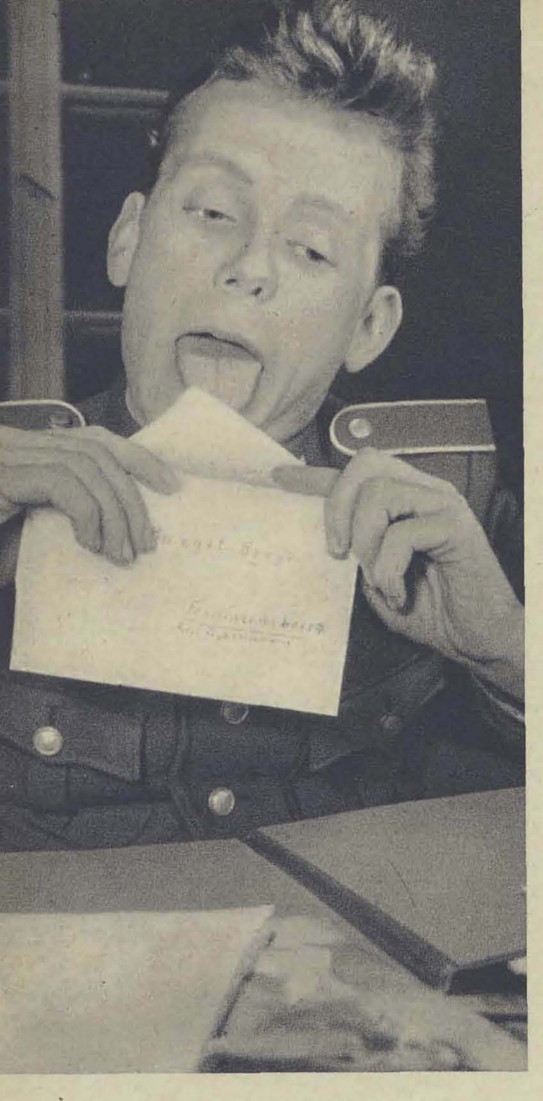
Oder: „Laß mein
heißes Winken
der Monsun
des Herzens sein . . ."
Später dann:
„. . . im Kuß ertrinken
kann ich nur
bei Dir allein!"

Walter sucht
nach der Vokabel,
die dem
ebenbürtig ist . . .
Was sein sonst
so schneller Schnabel
hier gebiert,
ist leider Mist.





„Liebe Margit",
schreibt er schließlich,
„raschen Dank
für Bild und Brief . . .
nächstens mehr . . .
sei nicht verdrießlich,
denn —
derKompaniechef rief!"



Zärtlich leckt er
das Gummierte
und verklebt dann
seinen Schrieb,
den er noch
zur Post bugsierte,
denn er hat
die Margit lieb.

Lange hält sie
hier in Händen,
was im Grunde
gar nicht viel,
und sie kann
den Blick nicht wenden . . .
Ihr gefällt nun mal
sein Stil. -ika-

Unsichtbarer Gegner

Von Hauptmann Jürgens

„Eine Granate nach der anderen detonierte, gleich darauf ging mit betäubendem Getöse die Mine in die Luft. Mit einem Schlage wurde es heiß und stickig. Die Explosionswelle hatte die Krone eines großen Ahornbaumes wie mit einem Messer abgeschnitten und mich selbst weit nach rückwärts geschleudert. Jetzt noch, nach Jahren, sehe ich es vor mir, wie der Kessel platzte, wie die Räder der Lokomotive über die Pappeln hinwegflogen, wie die Wagen aufeinanderprallend die Böschung hinabstürzten, in Trümmer gingen und die Deutschen unter sich begruben.
Eine neue Detonation. Auf der Chaussee war ein Panzerwagen in die Luft geflogen. Ein zweiter wollte um ihn herumfahren, strahlte ihn mit seinen Scheinwerfern an und flog ebenfalls in die Luft. Und immer neue Detonationen. Das waren die Minen auf der Straße, die die Kraftwagen zertrümmerten, die zerfetzten Leichen der deutschen MPi-Schützen umherschleuderten ..."
Sehr anschaulich schildert IGNATOW in seinem Buch „Partisanen" an diesem und an anderen Beispielen die Wirksamkeit verschiedenster Arten von Minen. Überhaupt erwiesen sich die sowjetischen Soldaten und Partisanen während des Großen Vaterländischen Krieges als Meister in der Beherrschung dieser Waffe.
Neben Panzerminen wurden zur Bekämpfung des Gegners auch im großen Maße Infanterieminen eingesetzt.
So wurden zum Beispiel im Streifen einer Armee der sowjetischen Streitkräfte, während einer einzigen Operation — der Schlacht im Kursker Bogen —, über 60 000 Infanterieminen verlegt. Die Infanterieminen werden eingesetzt, um die angreifenden Soldaten des Gegners kampfunfähig zu machen. Sie bestehen im allgemeinen, genau wie die Panzerminen, aus drei Hauptteilen: Sprengladung, Zünder und Gehäuse.
Die von der Sowjetarmee im zweiten Weltkrieg im großen Maße verwendete Kastenmine PMD-6 (Abb. 1) ist so einfach aufgebaut, daß sie von den Truppen ohne großen Aufwand selbst hergestellt werden kann. Die Mine hat ein Holzgehäuse mit aufklappbarem Deckel und besitzt als Ladung einen 200 p Sprengkörper. Sie wird durch einen Zugzünder zur Detonation gebracht. Der Zünder selbst wird ausgelöst, wenn ein Druck auf den Deckel der Mine wirkt, der Deckel zieht den T-förmigen Stift des Zünders heraus und gibt dadurch den Schlagbolzen frei.
Ein weiterer Typ von Infanterieminen ist die Infanterie-Springmine (Abb. 2). Betrachten wir als Beispiel die etwa 2,5 kp schwere Infanterie-Springmine M2A4. Sie besteht aus einem dünnen Metallgehäuse mit Grundplatte, in dem der Splitterkörper untergebracht ist. Im Splitterkörper befindet sich die Sprengladung, während die Ausstoß- oder Treibladung unter dem Splitterkörper eingebaut ist. Wirkt eine Kraft auf den Hauptzünder, so wird die Treibladung gezündet. Die Sprengkraft der Treibladung schleudert den Splitterkörper aus seiner Führung — dem Gehäuse — heraus. Gleichzeitig wird der Verzögerungszünder des Sprengkörpers ausgelöst und zündet die Sprengladung des Minenkörpers — 180 p Sprengstoff — etwa 0,5 bis 2 m über dem Erdboden.
Nachdem im ersten Weltkrieg der Panzer als neue und starke Waffe auf dem Schlachtfeld erschien, erkannte man relativ schnell, daß es notwendig war, nicht nur artilleristische Waffen zur Abwehr von Panzerangriffen zu entwickeln, sondern auch wirksame Pioniersperrmittel zu schaffen. Hierbei muß bemerkt werden, daß die Sowjetarmee auch auf diesem Gebiet bald die führende Rolle innehatte und den faschistischen Eindringlingen im zweiten Weltkrieg durch die geschickte Anwendung dieser Waffe bedeutende Verluste zufügte. Selbst die USA-Militärs sahen sich durch diese Tatsachen zu der Feststellung gezwungen, daß die

Abb. 1: Infanteriemine PMD-6 (Tretmine)
A – Mine im Schnitt; B – Gesamtansicht; 1 – Gehäuse; 2 – Zünder; 3 – T-förmiger Stift; 4 – Sprengkapsel; 5 – Sprengladung; 6 – Gehäusedeckel; 7 – Sicherungsstift mit Schnur.

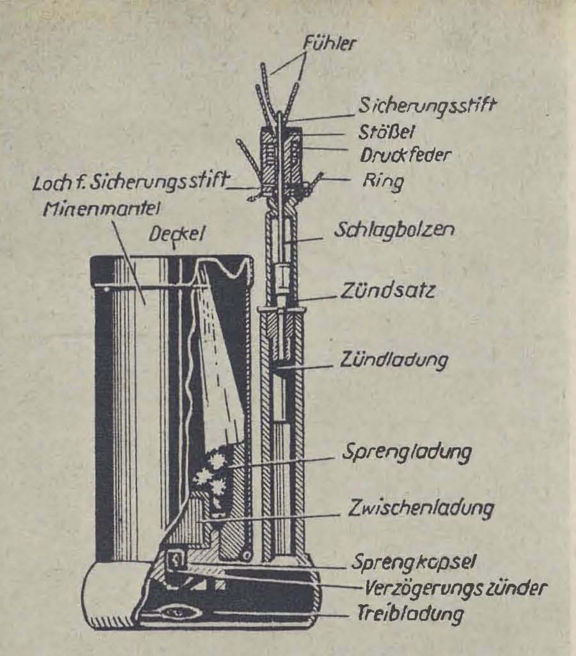


Abb. 2: Aufbau der Infanterie-Springmine M2A4

Sowjetarmee während des zweiten Weltkrieges „solche Minen und Zünder schuf und einsetzte, die die anderen Armeen nicht besaßen" („Ordnance", März/April 1958). Dieses Zugeständnis ist um so bemerkenswerter, da es bekannt ist, daß die von den anglo-amerikanischen Truppen eingesetzten Minen niedrige taktisch-technische Daten hatten.
Die Panzerminen sind gewöhnlich mit einem Druckzünder mit Sofortzündung ausgestattet. Die Minen werden zur Detonation gebracht, wenn der Druck einer Panzerkette auf den Zünder wirkt. Ihre Ladungen sind im allgemeinen so berechnet, daß sie die Gleisketten schwerer Panzer durchschlagen und damit den Panzer manövrierunfähig machen. Wenn die Minen gegen Wiederaufnahme gesichert werden sollen, werden außerdem Entlastungszünder verwendet.
Abbildung 3 zeigt die gegen Ende des zweiten Weltkrieges in die US-Armee eingeführte Panzermine M6A1. Diese 9 kp schwere Mine hat ein flaches Metallgehäuse und einen chemischen Zünder. Die Sprengladung der Mine besteht aus 5,4 kp Trotyl. Die Mine detoniert, wenn ein Druck von 135 bis 180 kp auf den beweglichen Druckdeckel des Gehäuses wirkt. Dabei wird mit dem Deckel der Schlagbolzen des Zünders nach unten gedrückt und die Glasampulle im Zünder zerstört. Die in der Ampulle befindliche Flüssigkeit erzeugt bei der Berührung mit dem Zündgemisch einen Feuerstrahl, der die Sprengkapsel entzündet.
Es ist verständlich, daß die Besonderheiten des modernen Gefechts auch die Sperrmittel und ihre Anwendung beeinflussen.
Um die Wirksamkeit der Minen zu erhöhen, vergrößert man auf der einen Seite die Sprengladungen (z. B. bei einigen Panzerminen der amerikanischen und englischen Armee) und versucht andererseits das Gewicht der Mine zu verringern, ohne dabei ihre Wirksamkeit zu beeinträchtigen. Dies führte dazu, daß die französische Armee die Panzermine 1951 entwickelte, die kein Gehäuse hat und fast ausschließlich aus Trotyl mit erhöhter Festigkeit besteht.
Bei der Entwicklung neuer Minen in den imperialistischen Armeen ist klar zu ersehen, daß man bestrebt ist, das Aufklären der Minen zu erschweren. Die meisten der während des zweiten Weltkrieges verwendeten Minen hatten ein Metallgehäuse und konnten mit Minensuchgeräten verhältnismäßig schnell gefunden werden. Deshalb wurden in der letzten Zeit in mehreren Armeen Minen mit Kunststoffgehäusen eingeführt, die mit den gewöhnlichen elektromagnetischen Minensuchgeräten nicht aufgeklärt werden können.
Es ist jedoch noch eine andere Entwicklungsrichtung zu erkennen. Bisher waren die Panzerminen nur zum Zerstören der Gleisketten bestimmt. In den meisten Fällen blieb die Besatzung dabei kampffähig und konnte das Feuer weiter führen. Es kam sogar vor, daß die Beschädigung sofort auf dem Gefechtsfeld behoben und das Gefechtsfahrzeug weiter eingesetzt wurde. Deshalb beschäftigt man sich in einzelnen Ländern mit der Entwicklung der sogenannten kumulativen Minen, die den Panzer völlig kampfunfähig machen sollen. Die Wirkung dieser Minen beruht auf der Ausnutzung des Hohlraumprinzips, d. h., der Gasstrahl der detonierenden Hohlraumladung wirkt hauptsächlich in der Richtung des Konusbodens der Ladung und durchschlägt bei gleichem Sprengstoffaufwand wesentlich dickere Panzerungen als gewöhnliche Ladungen (siehe auch „Armee-Rundschau" 7 1961). Durch das von der Hohlraumladung geschlagene Loch gelangen Gase, Splitter der Panzerung und

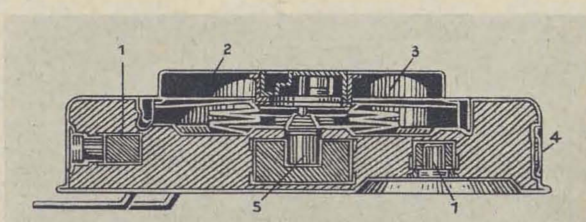


Abb. 3: Panzermine M6A1
1 – Zündkanal zum Einführen von Zündern für die Sicherung gegen Wiederaufnahme; 2 – Druckdeckel; 3 – Plattenfeder; 4 – Füllöffnung; 5 – Zünder.

Teile der Verkleidung in den Kampfraum und machen die Besatzung kampfunfähig. Es ist verständlich, daß für diese Minen die Zünder der gewöhnlichen Panzerminen nicht geeignet sind, da die kumulativen Panzerminen nicht unter der Gleiskette, sondern unter der Panzerwanne detonieren sollen. Man hat daher verschiedene Zünder, z. B. akustische, Vibrationszünder usw., in Entwicklung.

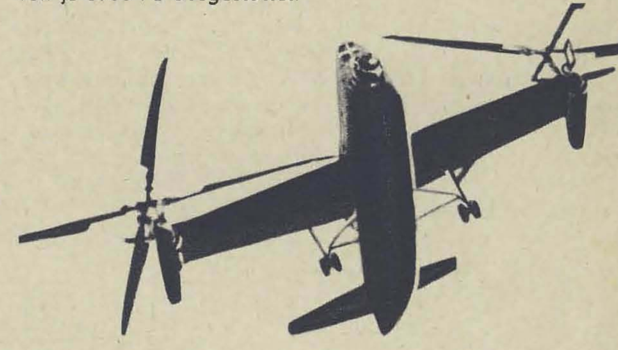
MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Metall-Kordreifen für LKW

Im Omsker Reifenwerk wurden die ersten Fahrzeugreifen aus einem neuartigen Metall-Kordgewebe für die Lastkraftwagentypen der Sowjetunion entwickelt und hergestellt. Vom äußeren her unterscheiden sich diese Reifen nicht von den bisherigen Reifendecken, doch sind sie weitaus praktischer und zuverlässiger, da in die Karkasse Metallfäden eingearbeitet sind. Die Widerstandsfähigkeit des Metallkords übertrifft die des Capron-Kords um das Dreifache. Das ist der Hauptvorteil der neuen Reifen. Waren die bisher gebräuchlichen Reifendecken bis zu 35 000 Fahrkilometer verwendbar, so können LKW mit Metall-Kordreifen 100 000 bis 150 000 km fahren.

Weltrekord mit „Wintokryl"

Eine neue Weltbestleistung im Geschwindigkeitsflug erzielten sowjetische Piloten mit dem Schraubflügler „Wintokryl", einer Konstruktion des bekannten sowjetischen Flugzeugkonstrukteurs Nikolai Kamow. Auf einer geschlossenen 100-km-Strecke erreichten Chefpilot Dmitri Jepremow und fünf weitere Flieger in einer Höhe von 3000 m eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 336 km/h. Dieser Schraubflügler weist die Qualitäten eines herkömmlichen Transportflugzeugs und eines Hubschraubers auf. Das Flugzeug ist mit zwei Propeller-Turbinen-Triebwerken mit einer Schubkraft von je 5700 PS ausgestattet.

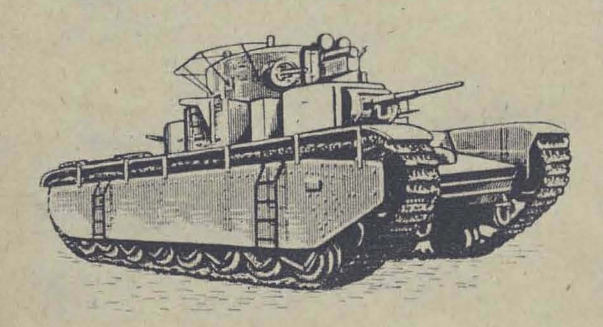


Beleuchtete Rettungsringe

Der VEB Grubenlampenwerke Zwickau entwickelte eine Nachtrettungs- und Erkennungsleuchte, die mit einer Dederonleine an den Rettungsringen der Schiffe befestigt wird. Wird der Rettungsring über Bord geworfen, reißt eine Abzugsvorrichtung je einen Verschlußstopfen aus der unteren und oberen Seite der Leuchte. Somit dringt Seewasser als Elektrolyt in die Stromquelle ein (Kupfer-I-Chlorid-Magnesiumbatterie). In wenigen Sekunden ist die Leuchte in Betrieb. Die Leuchtzeit beträgt etwa 6 Stunden. Schiffbrüchige können so bei Nacht den Rettungsring leichter finden. Ihre Bergung wird dadurch erleichtert.



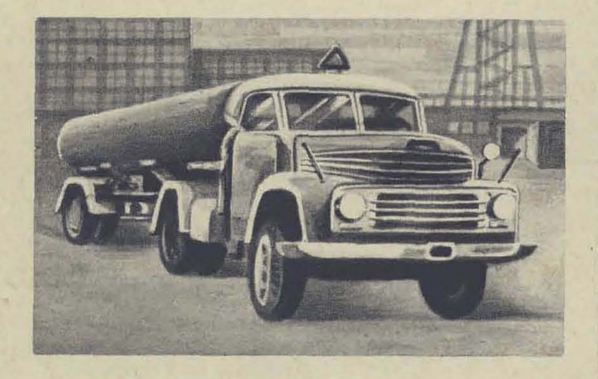
Panzer mit fünf Türmen



In den dreißiger Jahren, als in allen Ländern die Panzer noch ausschließlich MG-Bewaffnung hatten, beschritten die Konstrukteure der sowjetischen Verteidigungsindustrie bereits neue Wege im Panzerbau. Ihr Hauptaugenmerk legten sie dabei auf die Verstärkung der Feuerkraft (KWK an Stelle von MG), Panzerung und auf eine höhere Beweglichkeit (Motor W-2).
So entstand der Koloß T-35, ein 50-t-Panzer, dem die Aufgabe zugedacht war, die gegnerische Verteidigung zu durchbrechen (siehe Abbildung). Der T-35 wurde in den Jahren 1933 bis 1939 gebaut. Seine Bewaffnung bestand aus drei Kanonen — eine 76,2-mm- und zwei 45-mm-Kanonen — sowie fünf MG. Diese Bestückung war in fünf Türmen untergebracht.
Eine zehnköpfige Besatzung bediente Waffen und Aggregate. Der Kampfsatz umfaßte 96 76,2-mm-, 220 45-mm-Granaten und 10 000 Schuß MG-Munition. Die maximale Geschwindigkeit betrug rund 30 km/h, der Fahrbereich an die 150 km.
Obwohl erst vor reichlich 30 Jahren gebaut, gehört dieser Kampfwagen — betrachtet man die heutigen modernen sowjetischen Panzer — doch zur Kategorie „Anno Tobak".

Luftkissenbahre

Auf der Grundlage des Luftkissenfahrzeuges schufen britische Fachleute eine Luftkissenbahre für das englische Sanitätskorps. Diese Bahre soll den erschütterungsfreien Transport von Verletzten in jedem Gelände ermöglichen. An jeder Stirnseite sind zwei Führungsgriffe angebracht, von denen aus der Motor bedient wird. Ein Druckluftkissen hält die Bahre in der Schwebe. Mittels Handgas wird das neuartige Transportmittel auf die notwendige (Schritt-)Geschwindigkeit gebracht. Jeweils zwei Verwundete können transportiert werden.



Tankwagen „Czepel"

In der Volksrepublik Ungarn wurde ein moderner Großtankwagen herausgebracht. Der „Czepel" hat ein Fassungsvermögen von 4500 l Kraftstoff. Ein Vierzylinder-Dieselmotor von 95 PS ist das Herz des Tankwagens.



„Doppelstock"-Flugzeug

Die Armstrong Withworth Aircraft Company, ein Unternehmen der britischen Luftfahrtindustrie, plant den Bau eines Transportflugzeugs mit doppelstöckigem Rumpf. Als „Air-Bus" bezeichnet, soll das Flugzeug 114 Passagiere mit 434 km/h befördern. Das Beladen des unteren „Stockwerks" mit Kraftwagen und anderen Gütern soll von zwei Seiten erfolgen. Das Baumuster, so wird verlautbart, dürfte das Interesse der britischen und anderer westlicher Luftwaffen erregen.

Buchecke

Hauptmann Ing. Langhans: „Kernstrahlungsmeßgeräte"

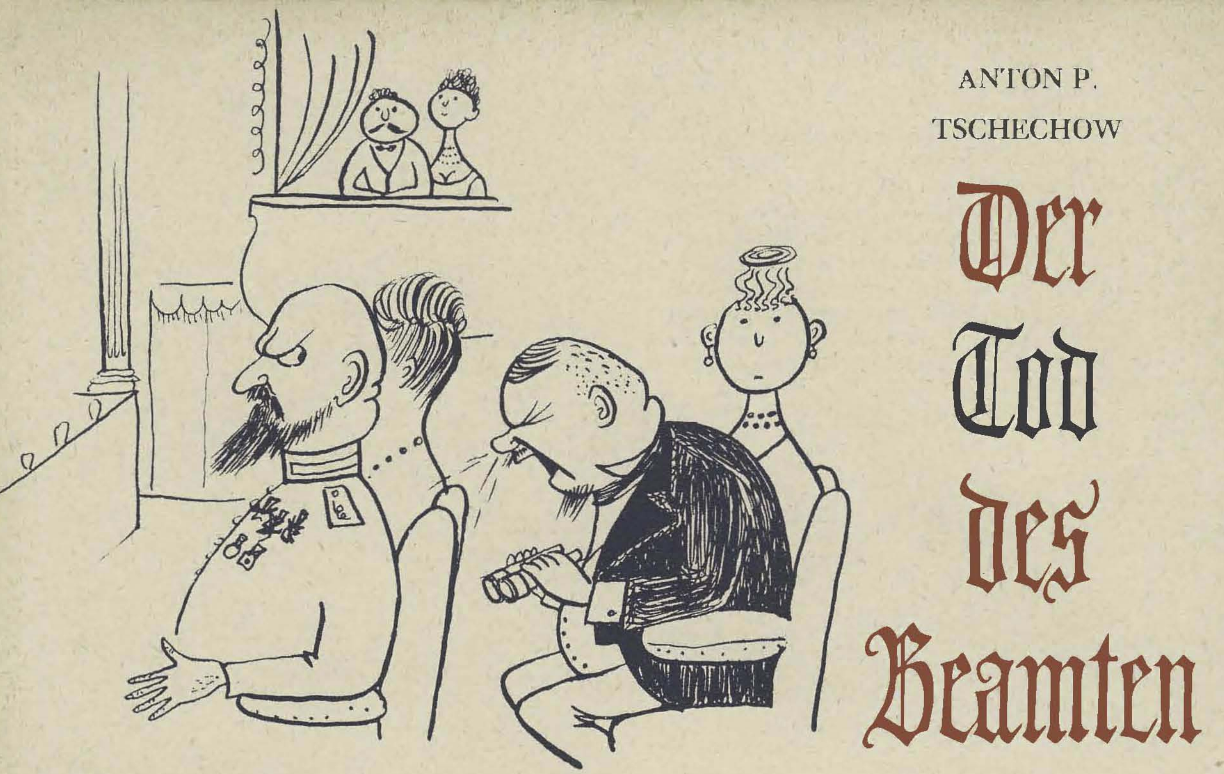
Deutscher Militärverlag Berlin

Für den Dienstbereich der Chemischen Dienste wurde vom Deutschen Militärverlag eine zweite, völlig überarbeitete und stark erweiterte Auflage des Buches „Kernstrahlungsmeßgeräte" herausgegeben. Der Verfasser, Hauptmann Ing. Langhans, hat sich in seinen Leistungen erheblich verbessert und ein Buch geschrieben, das allen Anforderungen von Theorie und Praxis gerecht wird.

Das Buch gibt erschöpfend Auskunft über alle mit der Strahlungsmeßtechnik zusammenhängenden Probleme. Als Nachschlagewerk und vor allem als Studienmaterial gehört es auf den Bücherbord eines jeden Angehörigen der Chemischen Dienste. Aber auch die Genossen anderer Waffengattungen sollten sich dieses wertvolle Buch genauer ansehen. Es wird ihnen helfen, sich in den komplizierten Fragen des Kernwaffenschutzes und der Kernstrahlungsmessung besser zurechtzufinden. Besonders erwähnenswert ist das erste Kapitel. Es gibt einen klar umrissenen Überblick über die Arten der Kernwaffen sowie die bei ihrer Detonation auftretenden Wirkungsfaktoren und Strahlungsarten. Dadurch werden viele Voraussetzungen zum Verständnis der folgenden Kapitel geschaffen. Im zweiten Kapitel geht der Verfasser auf die Unterschiede der Kernstrahlungsmessungen ein und erläutert die Begriffe Strahlungsaufklärung, Strahlungskontrolle und Dosimetrie. Weiterhin, jedoch ausführlicher, werden die Maßeinheiten der Kernstrahlung und ihr praktischer Gebrauch dargelegt.
Die Besonderheiten der Auswertung von Kernstrahlungsmessungen und die Kernstrahlungsmeßmethoden bilden das vierte und fünfte Kapitel. Großen Nutzen für die unmittelbare Truppenpraxis haben das fünfte bis siebente Kapitel. Im fünften Kapitel werden neben anderen alle in der Nationalen Volksarmee gebräuchlichen Kernstrahlungsmeßgeräte beschrieben. Neben Blockschaltbildern werden es vor allem die vollständigen Schaltbilder sein, die den Fachmann besonders interessieren. Der Inhalt ist methodisch so geschickt abgefaßt, daß auch der Laie in der Lage ist, nach der Beschreibung die Geräte fachgerecht zu bedienen. Während das folgende Kapitel, „Eichung feldmäßiger Geräte", mehr für Fachleute lesenswert ist, gibt das siebente Kapitel, „Übungsgeräte", wertvolle Hinweise für die gefechtsnahe Gestaltung der Ausbildung.

Ein Anhang, verfaßt von Ing. Henke, erläutert die Anwendung von Transistoren in Kernstrahlungsmeßgeräten. Ein weiterer Anhang gibt, erstmalig in der Deutschen Demokratischen Republik veröffentlicht, Auskunft über die Daten der wichtigsten sowjetischen Zählrohre.

Kurt Ruppin



ANTON P. TSCHECHOW

Der Tod des Beamten

Eines Abends saß der nicht gerade schöne Exekutor Iwan Dmitritsch Tscherwjakow in der zweiten Reihe des Parketts und sah sich durchs Opernglas die „Glocken von Corneville" an. Er schaute und fühlte sich auf dem Gipfel der Glückseligkeit. Aber plötzlich ... In Erzählungen kommt häufig dies „Aber plötzlich" vor. Die Autoren haben recht: das Leben ist so voll von Plötzlichkeiten! Aber plötzlich verzog sich sein Gesicht, die Augen gingen ihm über, der Atem stockte ... er nahm das Glas von den Augen, krümmte sich und ... hatschi! Er nieste, wie man sieht. Niesen ist niemandem irgendwo verboten. Die Bauern niesen und die Polizeidirektoren und zuweilen sogar Geheimräte. Alle niesen. Tscherwjakow wurde auch nicht im geringsten verlegen, wischte sich die Nase mit dem Taschentuch ab, und als höflicher Mensch blickte er sich um, ob er nicht jemanden durch sein Niesen gestört habe. Aber da mußte er nun doch verlegen werden. Er sah, daß der alte Herr, der in der ersten Parkettreihe vor ihm saß, sich sorgfältig mit seinem Handschuh Glatze und Hals abrieb und etwas murmelte. Tscherwjakow erkannte in dem alten Herrn den Zivilgeneral Brisshalow vom Verkehrsministerium. Ich habe ihn bespritzt! dachte Tscherwjakow. Es ist nicht mein Chef, er ist ein fremder Chef, aber peinlich bleibt es doch. Ich muß mich entschuldigen.

Tscherwjakow hüstelte einmal, beugte sich mit dem Körper vor und flüsterte dem General ins Ohr: „Verzeihung, Exzellenz, ich habe Sie bespritzt ... es war nicht meine Absicht ..."

„Tut nichts, tut wirklich nichts ..."

„Um Gottes willen, entschuldigen Sie! Ich habe es nicht gewollt!"

„Ach, sitzen Sie bitte still! Lassen Sie mich zuhören!"

Tscherwjakow wurde verlegen, lächelte dumm und begann auf die Bühne zu sehen. Er sah wohl hin, fühlte aber keine Glückseligkeit mehr. Unruhe begann ihn zu quälen. In der Pause trat er an Brisshalow heran, ging ein paar Schritte neben ihm her und murmelte, seine Schüchternheit überwindend: „Ich habe Exzellenz bespritzt ... Verzeihung ... Ich wollte es nicht ..."

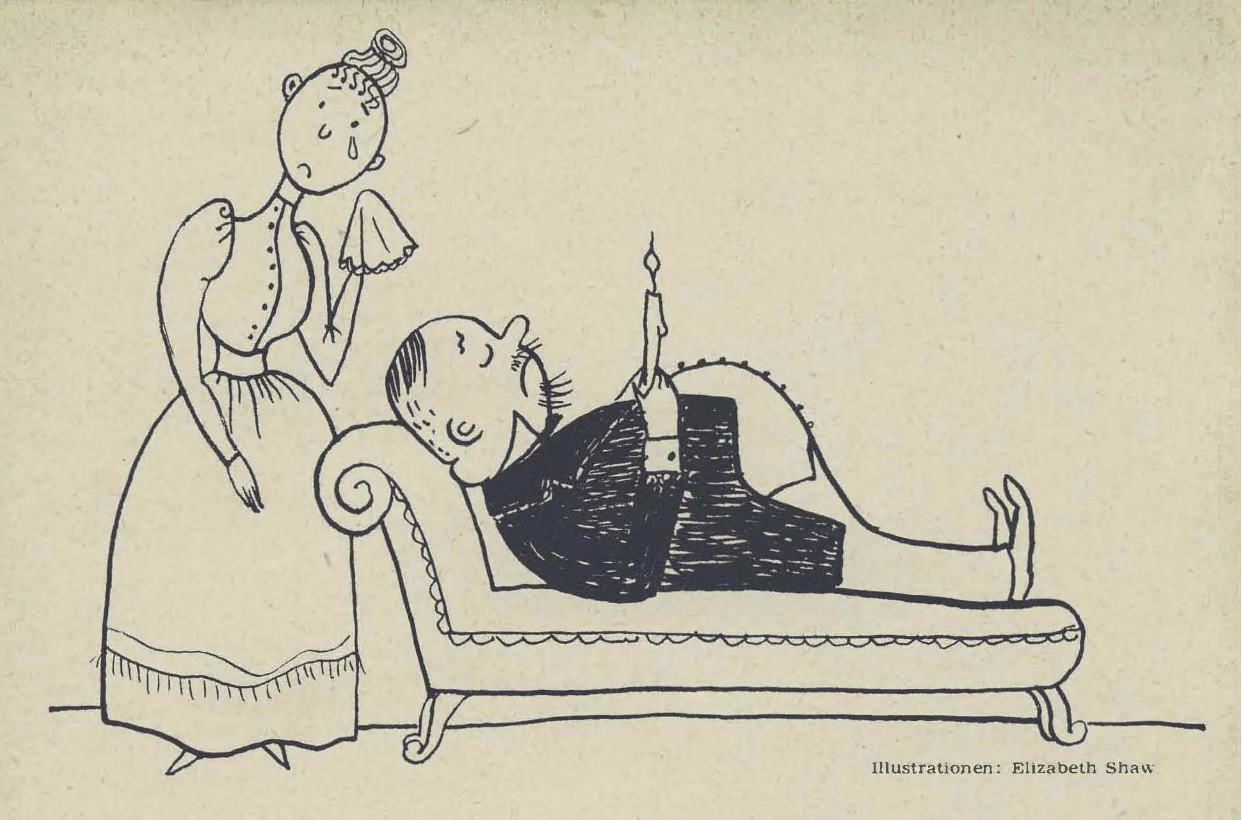
„Ach, schon gut ... Ich hatte es schon vergessen, und Sie reden immer ein und dasselbe!" sagte der General und zuckte ungeduldig mit der Unterlippe.

Er hat's vergessen, aber die Bosheit sitzt in seinen Augen, dachte Tscherwjakow, mißtrauisch den General musternd. Er will nicht einmal sprechen. Ich müßte ihm auseinandersetzen, daß ich es durchaus nicht gewollt habe ..., daß es ein Naturgesetz ist; sonst wird er denken, daß ich ihn bespucken wollte. Wenn er's auch jetzt nicht denkt, später kann er's denken ...!

Zu Hause erzählte Tscherwjakow seiner Frau von seiner Unhöflichkeit. Seine Frau nahm die Sache, wie ihm schien, gar zu leicht; sie erschrak wohl zuerst, beruhigte sich aber, als sie hörte, Brisshalow sei ein „fremder Chef".

„Du kannst dennoch hingehen und dich entschuldigen", sagte sie. „Sonst wird er denken, daß du dich in der Öffentlichkeit nicht zu benehmen verstehst!"

„Das ist es ja eben! Ich habe mich entschuldigt,



Illustrationen: Elizabeth Shaw

aber er war so sonderbar ... Nicht ein ordentliches Wort hat er erwidert. Es war auch keine Zeit zur Unterhaltung."

Am folgenden Tag zog Tscherwjakow seine neue Extrauniform an, stutzte seine Haare zurecht und ging zu Brisshalow, um ihn aufzuklären ... Im Empfangszimmer des Generals sah er viele Bittsteller, und inmitten der Bittsteller den General selbst, der mit der Entgegennahme der Gesuche schon begonnen hatte. Nachdem der General einige Bittsteller befragt hatte, hob er den Blick und sah Tscherwjakow an.

„Gestern abend in der ‚Arkadia', wenn Euer Exzellenz sich erinnern", begann der Exekutor seinen Bericht, „mußte ich niesen und ... habe Sie unabsichtlich bespritzt ... Verz ..."

„Was für ein Unsinn ... Herrgott, was soll das heißen! – Was wünschen Sie?" wandte sich der General an den nächsten Bittsteller.

Nicht einmal sprechen will er! dachte Tscherwjakow und wurde blaß. Er ist also ärgerlich ... Nein, das kann man nicht so lassen ... ich werde es ihm auseinandersetzen ...

Als der General seine Unterhaltung mit dem letzten Bittsteller beendet hatte und sich in die inneren Gemächer begeben wollte, ging Tscherwjakow ihm nach und murmelte: „Exzellenz! Wenn ich es wage, Exzellenz zu stören, so geschieht das, aufrichtig gesagt, aus einem Gefühl der Reue ...! Es geschah nicht absichtlich, wie Sie selber wissen!"

Der General machte ein weinerliches Gesicht und winkte mit der Hand. „Sie machen sich einfach über mich lustig, verehrter Herr!" sagte er und verschwand in der Tür.

Ich soll mich über ihn lustig machen? dachte Tscherwjakow. Davon kann gar nicht die Rede sein! Ein General, und kann es nicht begreifen! Wenn es so steht, werde ich mich bei diesem Wichtigtuer nicht entschuldigen! Hol ihn der Teufel! Ich werde ihm einen Brief schreiben, aber ich gehe nicht mehr hin! Bei Gott, ich gehe nicht mehr hin!

So dachte Tscherwjakow auf dem Wege nach Hause. Aber den Brief an den General schrieb er nicht. Er dachte nach, dachte nach und wurde mit dem Brief nicht fertig. Und so mußte er am folgenden Tage wieder persönlich hingehen, um seine Erklärung abzugeben.

„Ich habe Exzellenz gestern inkommodiert", murmelte er, als der General ihn fragend ansah, „nicht, um mich lustig zu machen, wie Sie zu sagen beliebten. Ich wollte mich dafür entschuldigen, daß ich Sie beim Niesen bespritzte ... Ich habe nicht daran gedacht, mich lustig zu machen. Wie soll ich das wagen? Wenn wir uns lustig machen wollten, wo bliebe dann der Respekt vor den Standespersonen ..., das kann nicht sein ..."

„Mach, daß du rauskommst!" brüllte plötzlich der General, blau vor Wut und am ganzen Körper bebend.

„Wie?" stammelte Tscherwjakow leise, vor Schreck vergehend.

„Mach, daß du rauskommst!" wiederholte der General und stampfte mit den Füßen.

In Tscherwjakows Leib riß etwas. Ohne zu hören und zu sehen, wich er zur Tür zurück, eilte auf die Straße und schleppte sich mühsam davon ... Ganz mechanisch langte er zu Hause an, legte sich, ohne die Extrauniform ausgezogen zu haben, auf das Sofa und ... starb.



Lenkwaffe Typ „Matador" der US-Army. Typischer Vertreter der „unbemannten Bomber".

vor allem für die Bekämpfung derartiger Flugkörper im Gegensatz zu echten Raketen, so daß man wirklich streng zwischen beiden Gruppen unterscheiden muß.
Als Hauptursache für diese Verwirrung der Begriffe kann man vielleicht die auf Übersetzungen ausländischer Arbeiten zurückgehende Begriffsbildung „reaktive Geschosse" für alle Arten unbemannter Flugkörper mit Strahlantrieb ansehen. Dabei ist weder die Bezeichnung „reaktiv" als Hinweis auf den Antrieb durch Rückstoßkräfte besonders klar, noch ist der Ausdruck „Geschoß" für strahlgetriebene Flugkörper überhaupt zulässig. Geschosse verdanken ihren Vortrieb einer von außen auf den zu bewegenden Körper einwirkenden Kraft, während ein strahlgetriebener Flugkörper durch innere Kräfte in Bewegung gesetzt wird. Daraus ergeben sich dann natürlich auch beträchtliche Unterschiede in der Handhabung und Anwendung von Geschossen und strahlgetriebenen Flugkörpern. Doch wieder zurück zu den „Raketen", die keine sind.
Wenn also auch den unbemannten Lenkwaffen mit Luftstrahltriebwerk und den Fernraketen der Antrieb durch das Rückstoßprinzip gemeinsam ist, ergeben sich doch im Einsatz beträchtliche Unterschiede. Wie der Name schon sagt, spielt für die Luftstrahltriebwerke in jedem Fall die Umgebungsluft für die Betriebsfunktion eine entscheidende Rolle. Der für die Verbrennungsreaktion im Triebwerk benötigte Sauerstoff wird nämlich der Luft, die dem Triebwerk über einen Verdichter zugeführt wird, entnommen. Das heißt, nur der Brennstoff (Kraftstoff) wird vom Flugkörper selbst

HEINZ MIELKE

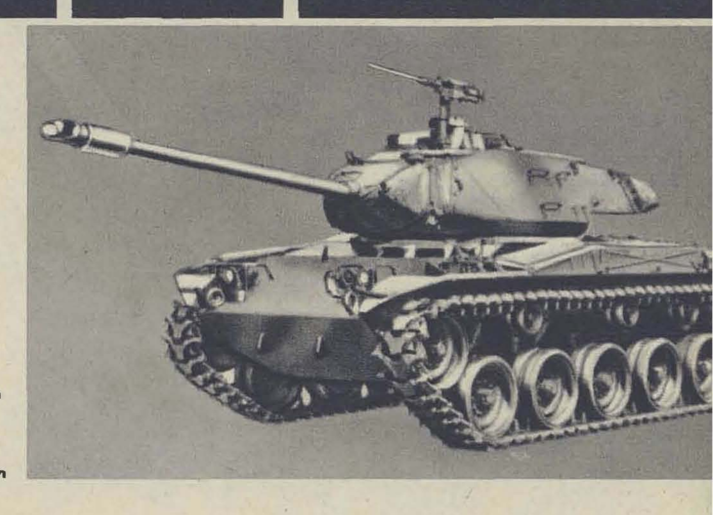
„RAKETEN" - die keine sind!

Obwohl nun schon seit etwa zwei Jahrzehnten die moderne Waffentechnik in zunehmendem Maße von Raketenwaffen aller Art beherrscht wird, scheint sich manchmal die notwendige Klarheit der Definitionen und Begriffe durchaus noch nicht durchgesetzt zu haben. Da liest man beispielsweise in Beiträgen verschiedener Zeitschriften oder sonstigen Veröffentlichungen immer wieder von „Raketen", die in Wirklichkeit überhaupt nichts mit dieser Kategorie von Kampfladungsträgern zu tun haben. Gemeint sind die strategischen oder taktischen Lenkwaffen, deren Vortrieb durch Luftstrahltriebwerke bewirkt wird und deren bekannteste Vertreter die amerikanischen Typen „Matador", „Regulus", „Snark" und „Mace" darstellen. Man könnte meinen, daß deren gelegentliche Einstufung als „Raketen" vielleicht nur aus untergeordnetem akademischem Interesse als falsch angesehen werden könnte, aber dem ist durchaus nicht so. Immerhin ergeben sich ganz außerordentlich unterschiedliche Konsequenzen

mitgeführt. Eine durch Luftstrahltriebwerk angetriebene Lenkwaffe erhält also nur so lange Vortrieb, so lange die Dichte der Umgebungsluft eine ausreichende Sauerstoffversorgung garantiert. Damit ist ein derartiger Flugkörper von vornherein in der Einsatzhöhe begrenzt. Für Staustrahltriebwerke, bei denen die notwendige Verdichterwirkung durch die sehr schnelle Vorwärtsbewegung selbst erzeugt wird, ergeben sich bestenfalls maximale Flughöhen zwischen 30 und 40 Kilometern. Turbinenluftstrahltriebwerke kann man im Dauerbetrieb für Höhen um etwa 30 km einsetzen.
Das typische Kennzeichen einer Rakete, oder besser eines Raketentriebwerkes, ist es jedoch, daß seine Funktion von der Umgebung völlig unabhängig ist. Es funktioniert also auch im leeren Raum und kann daher seine Antriebsfunktionen in beliebigen Höhen über der Erdoberfläche ausüben, weil der Flugkörper beide für die Verbrennung notwendigen Komponenten (Sauerstoffträger

(Fortsetzung auf Seite 51)

Aufklärungspanzer M 41 USA



Taktisch-technische Daten

Gefechtsgewicht:	23 t
Länge:	8050 mm
Breite:	3250 mm
Höhe:	2840 mm
Panzerung (max.):	40 mm
Panzerung (min.):	25,4 mm
Steigfähigkeit:	60°/₀
Überschreitfähigkeit:	1820 mm
Kletterfähigkeit:	710 mm
Bodenfreiheit:	440 mm
Geschwindigkeit:	65 km/h
Fahrbereich:	190 km
Bewaffnung:	1 KWK 76,2 mm 2 MG 12,7 mm
Besatzung:	4 Mann

Der M 41 ist ein Aufklärungspanzer amerikanischer Herkunft, mit dem die Bonner Armee ausgerüstet ist. Er hat eine allgemein schwache Panzerung, die ihn stark verwundbar macht. Besonders ungünstig ist die Heckauslage des Turms.

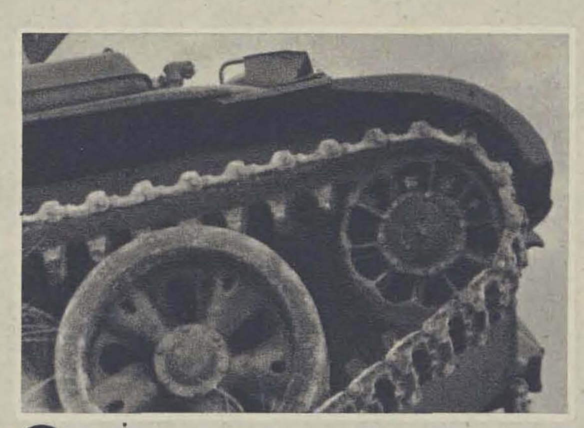
Bist du im Bilde?

Unsere Reihe „Bist du im Bilde?", die sich dem Erkennungsdienst widmet, ist dir schon vertraut geworden. Da es den meisten Rätselfreunden die Panzer und andere Kettenfahrzeuge angetan haben, stellen wir noch zwei Fahrzeuge dieser Gattung vor. Dann wenden wir uns den Kraftfahrzeugen zu. Heute ist es der Aufklärungspanzer M 41, den du auf den verschiedenen Ausschnitten erkennen sollst.
Schreibe die Lösung auf eine Postkarte und schicke sie bis zum 25. 3. 62 (Datum des Poststempels) an die Redaktion „Armee-Rundschau", Berlin-Treptow, Postfach 7986, Kennwort „Bist du im Bilde?".
Durch das Los werden unter den Einsendern drei Gewinner ermittelt, die 50,–, 20,– und 10,– DM als Preis erhalten.

Auflösung aus „AR" 1/1962

Die richtige Lösung: Bild 2 und 4 zeigen den SP (kurz).
Die Gewinner sind:

D. Weber, Ltn. d. R., aus Magdeburg	50,– DM
Helmut Schulze aus Berlin N 58	20,– DM
Gunter Starke aus Crimmitschau	10,– DM

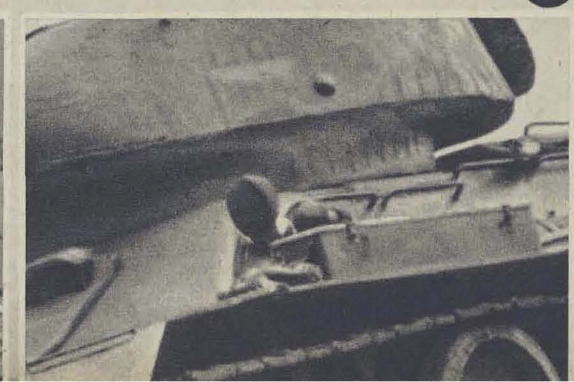




2

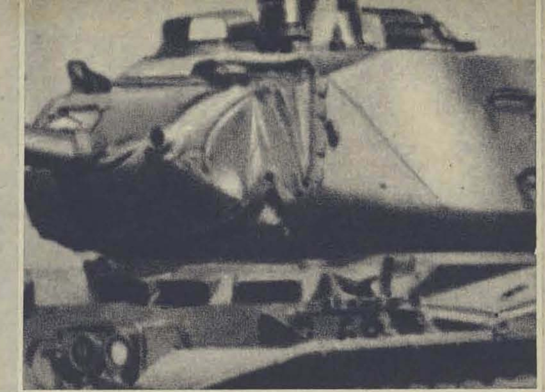




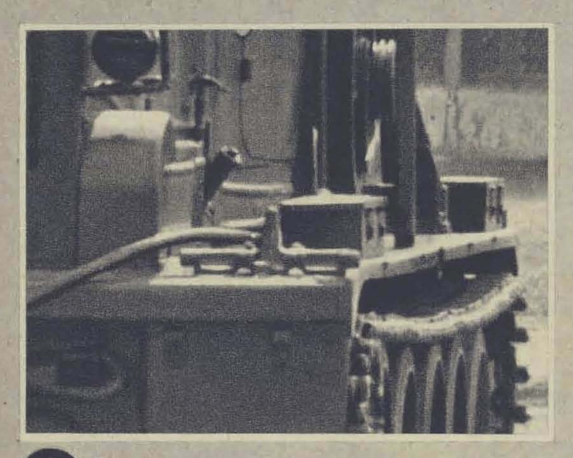




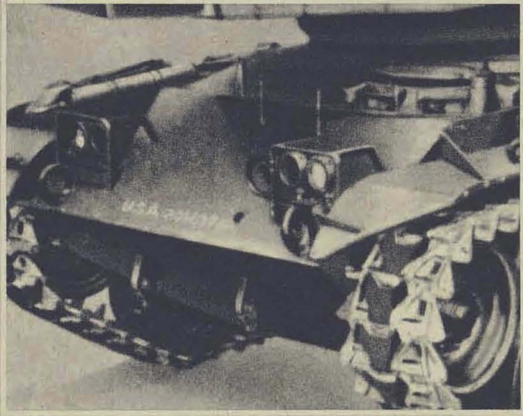
4



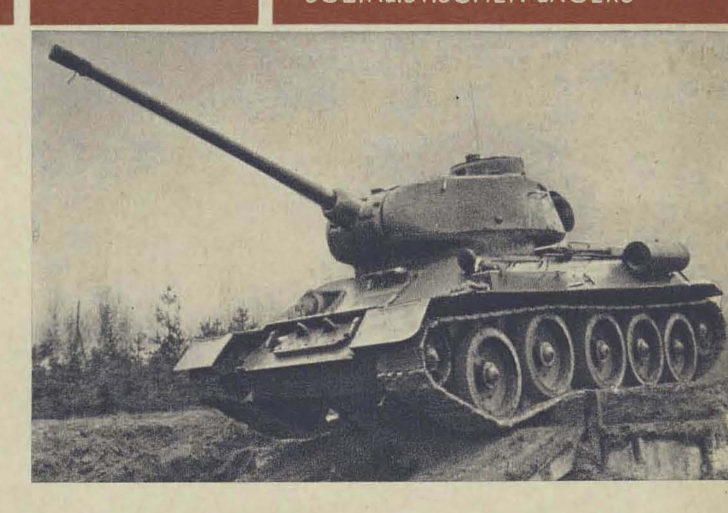
5



6



7



Mittlerer Panzer T 34/85 – Sowjetunion

Taktisch-technische Daten

Gefechtsgewicht:	**32 t**
Länge:	**6100 mm**
Breite:	**3000 mm**
Höhe:	**2700 mm**
Watvermögen:	**1300 mm**
Überschreitfähigkeit:	**2500 mm**
Kletterfähigkeit:	**800 mm**
Geschwindigkeit:	**55 km/h**
Fahrbereich:	**bis 300 km**
Bewaffnung:	**1 KWK 85 mm**
	2 MG 7,62 mm
Besatzung:	**5 Mann**

Der T 34, in seiner Klasse während des zweiten Weltkrieges und in den Nachkriegsjahren in der Welt unübertroffen, war lange Zeit der Standardpanzer der Sowjetarmee und der anderen sozialistischen Armeen. Noch heute, da der Klassepanzer T 54 existiert, ist der T 34 ein zuverlässiger, stets einsatzbereiter Kampfpanzer, der allen Anforderungen gerecht wird.

„Raketen" - die keine sind!

(Fortsetzung von Seite 48)

und Brennstoff) mit sich führt. Eigentlich müßte man in diesem Fall aber besser von einem „Wurfkörper" sprechen, da es in der Natur des Raketenantriebes liegt, daß einer relativ zum Gesamtflugweg nur kurzen „Antriebsstrecke" eine möglicherweise beträchtlich längere ballistische „Freiflugbahn" gegenübersteht. Bei Langstreckenflügen über interkontinentale Entfernungen hinweg ist diese Freiflugbahn Teil einer Ellipse, deren Brennpunkt im Massezentrum der Erde liegt. Damit kann der Gipfelpunkt dieser Bahn Höhen von mehr als 1000 km über der Erdoberfläche erreichen, und der größte Teil der Bahn verläuft im Grenzgebiet zwischen Erdatmosphäre und Weltraum. Die Fluggeschwindigkeit der interkontinentalen Fernraketen liegt dabei in der Größenordnung von 25 000 km/h.

Vergleicht man mit diesem Flugverlauf der wirklichen R a k e t e n die in relativ großer Bodennähe mit bestenfalls 1500 bis 2000 km/h dahin„schleichenden" Flugkörper vom Typ „Snark", „Matador" oder „Mace", so wird sofort klar, daß es für die Praxis wirklich ein beträchtlicher Unterschied ist, ob man es in der Abwehr mit den letzteren oder einer interkontinentalen ballistischen Rakete zu tun hat. Die Abwehr einer „Snark" beispielsweise macht nicht mehr Mühe, als die Abwehr eines modernen bemannten Überschallbombers, deren unbemannte Version sie ja eigentlich nur ist. Im Gegenteil, die Abwehr wird in manchen Punkten noch etwas erleichtert, weil zur Führung des Flugkörpers nur ein recht störanfälliges, fest eingebautes automatisches System verwendet werden kann, die augenblickliche und nicht programmierbare Entscheidungsfreiheit eines mitfliegenden Menschen ist also ausgeschaltet. Außerdem muß der Antrieb dieser unbemannten Strahlbomber bis zum Erreichen des Zieles ununterbrochen und fehlerfrei arbeiten, ebenso wie das aerodynamische Flugwerk dieser Lenkwaffen (Tragflächen, Stabilisierungsflächen und Luftruder) so lange unbeschädigt bleiben muß. Die Gefechtsköpfe von Fernraketen sind dagegen weitaus unempfindlicher gegenüber äußeren Störeinwirkungen.

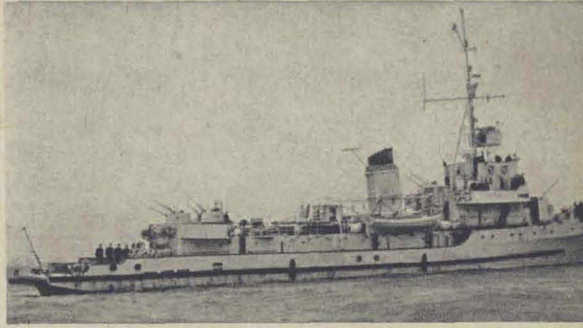
Bleibt abschließend nur noch zu bemerken, daß es kein Zufall ist, wenn zur Zeit noch immer die obengenannten unbemannten Strahlbomber in der waffentechnischen Konzeption der USA eine Rolle spielen. Immerhin fehlt es dort auch Anfang 1962 noch weiter an einer betriebs- und vor allem zielsicheren interkontinentalen ballistischen Rakete, wie sie die Sowjetunion nun schon seit mehreren Jahren in offensichtlich noch weiter verbesserten Versionen besitzt. Wenn man sich weiterhin vor Augen hält, daß die Sowjetunion gegenwärtig sogar schon das Problem der Abwehr anfliegender Raketen gelöst hat, dann kommt man auch schnell zu einem Urteil über den derzeitigen Wert der unbemannten Bomber mit Luftstrahltriebwerk, also der „Raketen", die wirklich keine sind!

Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen Sie einen Fotoabzug 18 x 24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2



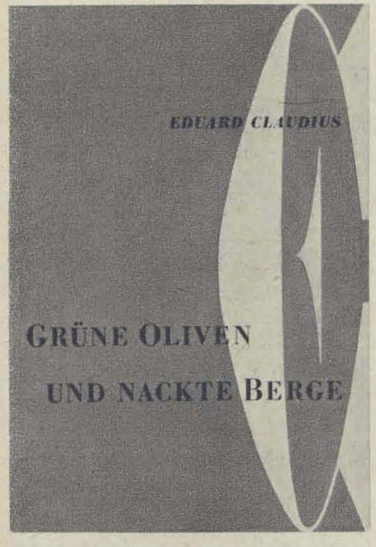
3

Das FOTO für Sie 3/62	BILD 1	BILD 2	BILD 3



Eduard Claudius: Grüne Oliven und nackte Berge

1936 begannen die Faschisten ihren Krieg, und sie begannen ihn in Spanien. In diesem Land rasselten zum ersten Male faschistische Panzer, dröhnten ihre Flugzeuge, barsten ihre Bomben. Die ersten Städte, die brannten, waren spanische Städte.
Franco, gestützt auf seine Moros, vorgeschickt von Hitler und Mussolini, erklärt dem spanischen Volk den Krieg. Im März 1937, also vor 25 Jahren, erleidet er eine schmähliche Niederlage bei Guadalajara. Doch ununterbrochen fließt Material von Deutschland und Italien. Tausende Antifaschisten aus allen Ländern eilen dem spanischen Volke zu Hilfe. Juden und Christen, Anarchisten und Bürgerliche,



Roman, 386 S. · 7,20 DM · Verlag Volk und Welt

Kommunisten vor allen. Sie kommen nach Spanien, Jak Rohde, Albert Kühne, Samuel Fischbein und die anderen. Hart war das Leben dieser Männer bisher, aber als sie in Valencia landen, geht ihnen das Herz über: Die Menschen dieser Stadt feiern sie, sie spüren, sie sind unter Freunden. Doch sie bringen auch den ersten Toten mit. Noch auf dem Schiff starb er bei einem Fliegerangriff.

Dann sind sie an der Front, sind zum ersten Male im Feuer. Und sie müssen die Angst niederkämpfen, die in ihnen aufsteigt. Niemand kann ihnen helfen. „Sicher ist, daß jeder beim Pfeifen der Kugeln Gefühle der Angst hat." Aber: „Das ist das Wesentliche: Wie hält man stand?" Der Angriff läßt die Angst vergessen. Sie treiben die Moros, sie haben Verluste und — ein Genosse versagt: „Ich kann nicht mehr!" Seine Uniform ist mit Blut bespritzt, mit dem Blut seines Freundes.
„Der Genosse hat eine gute Vergangenheit", sagt der Politkommissar. Aber hier? Und jetzt? — Erschießen natürlich, erschießen! — Erschießen? Einen Genossen? Ist das die Lösung?
Der Kampf wird hart, wird erbarmungslos. Die Genossen fallen; Samuel, der so unscheinbare und so tapfere, wird erschlagen, als Jak ihn verwundet nach hinten schleppt. Der verletzte Fernando erschießt sich selbst, um den abgeschnittenen Genossen zu helfen. Es gibt eine riesige Übermacht, und es gibt die dünne Front schlecht ausgerüsteter Antifaschisten, die Panzer mit Handgranaten angehen, die Unmenschliches ertragen. Und es gibt auch Anarchisten, die nicht nur das Rätsel, sondern auch das Unheil des Krieges sind. Es gibt Verrat.
Jak, Albert, Samuel u. v. a. sind nach Spanien gefahren; Jak und wenige kehren zurück. Jak findet wieder zu Thea, die er verließ, als es galt, das Gewehr zu nehmen. Doch Thea kann ihn nicht halten, sie will ihn nicht halten. Jak ist Kämpfer. Er wird kämpfen bis zum Sieg; immer und überall. Das ist ein Buch, das es dem Leser nicht leicht macht. Unerbittlich ist der Krieg; wie unerbittlich, das wird eindrucksvoll deutlich. Einmal mit Lesen angefangen — man kommt nicht mehr davon los. Unechtes gibt es nicht und nicht falsches Pathos. Kraftvoll und lebenswahr ist diese Sprache. Großartig der Gedanke der Solidarität. Ein Buch, das erregt und das man lieber noch einmal lesen sollte.



MIGUEL DE CERVANTES SAAVEDRA: DIE BETRÜGERISCHE HEIRAT, Novellen, 168 S., 1,85 DM, Aufbau-Verlag.
Dona Estefania löst das Problem des Heiratens auf ihre Weise, und der Soldat Campuzano schnappt nach dem genüsseversprechenden Köder der ehrbaren Dame. Während der Fähnrich eine geheimnisvolle Krankheit auskuriert, belauscht er die nächtlichen hochinteressanten Gespräche zweier Hunde.



G. FISCH: DIE SCHULD DES PARTISANEN, Novelle, 79 S., 1,80 DM, Verlag Kultur und Fortschritt.
Hatte der Partisan Iwan Petrowitsch nicht das Recht, Lüge und Falschheit zu richten? War er denn durch den Schuß auf seine Lebensgefährtin schuldig geworden? Voll innerer Spannung ist diese kleine Novelle, die uns Leben und Fühlen sowjetischer Partisanen nahebringt.



Sylvia mit Pferdeschwanz . . .



. . . und „Flitzebogenfimmel“



Stellen Sie sich, bitte, diese Situation vor: Sie kommen ahnungslos nach Hause und erwischen Ihre Sprößlinge, wie sie aus dem weitgeöffneten Kinderzimmer einen Pfeil nach dem anderen von der Sehne auf die Flurtapete abschwirren lassen. Das heißt, eigentlich wollen die Kleinen ja die bunte Schilfscheibe treffen, die dort steht, aber schließlich ist noch kein Meister vom Himmel gefallen . . .

Preisfrage: Was würden Sie tun?

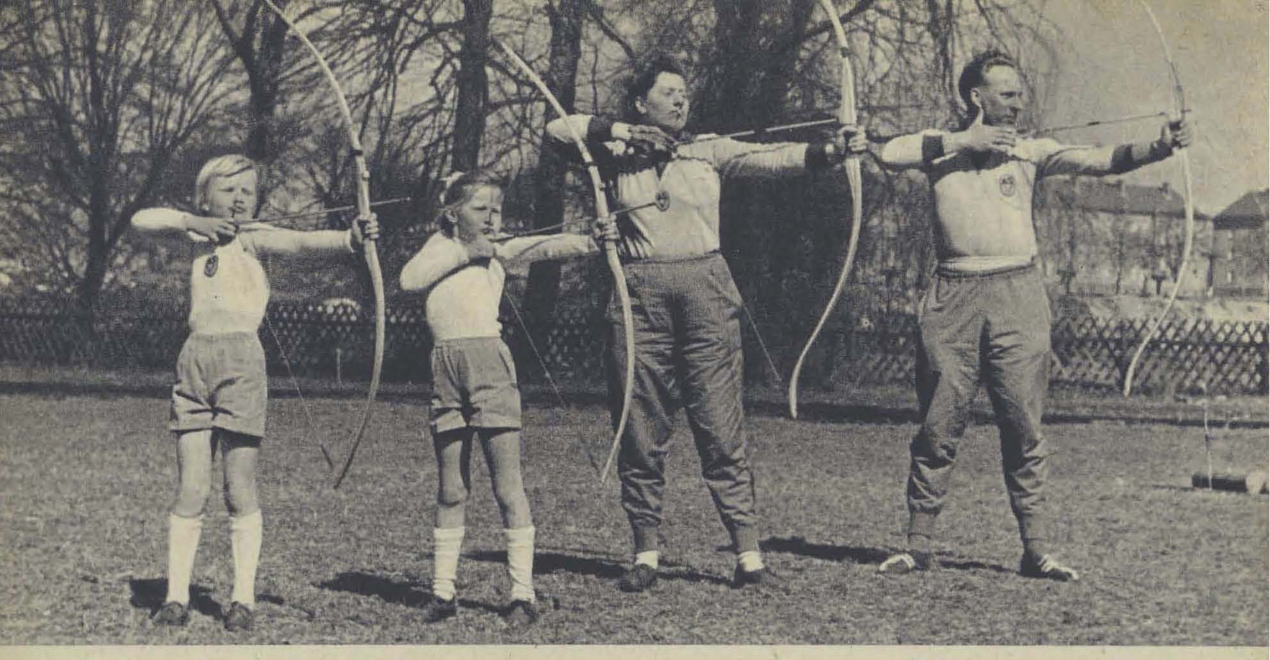
Ich jedenfalls kann Ihnen da eine fast sensationelle Lösung empfehlen, die von den sonst üblichen Backpfeifen, Wutausbrüchen und ähnlichen „dramatischen“ Erziehungsmaßnahmen erheblich abweicht. Machen Sie es wie Frau Pieske, die nämlich ihre beiden Töchter Sylvia und Bärbel bei dieser nicht gerade erfreulichen „Tapetenmusterung“ ertappte. Sie setzte kurzentschlossen für jeden Treffer in die goldene Mitte der Scheibe einen Groschen aus und hatte damit nicht nur die Tapete und den Hausfrieden gerettet, sondern in kürzester Zeit zwei Nachwuchs-Bogenschützen entwickelt, von denen bald ganz Strausberg sprach.

Der Apfel fällt bekanntlich nicht weit vom Stamm. Und man muß es Sylvia, damals fünf Lenze, und Bärbel, gerade sieben Jahre alt geworden, zugute halten, daß sie ohne das elterliche Vorbild wohl kaum auf diese „Heimmeisterschaft“ zwischen Kinderzimmer und Flur gekommen wären. Denn wer mit diesem „Flitzebogenfimmel“ (laut Definition der lieben Nachbarn und Bekannten) anfing, war schließlich ihr Vati; und Mutti ließ ja auch bald Bügeleisen und Kochtopf stehen, um mit Pfeil und Bogen bewaffnet in die Obstplantage zu ziehen. Dort wartete dann meist schon die Familie Hegewald auf die Familie von Oberstleutnant Pieske. Und dann wurden zwischen Apfel- und Pflaumenbäumen hindurch die Scheiben anvisiert. Abend für Abend, ganze Sonntage lang, mit wachsender Begeisterung und Freude. Bald wurden lästernde Zuschauer zu nicht minder aktiven Bogenschützen; bald nahmen die Nachbarn ihre spöttischen Bemerkungen zurück und griffen selbst zu Pfeil und Bogen; bald trieben ganze Familien, statt sonntagnachmittags Kaffee zu kochen, Sport, und dem „Haus der Bogenschützen“ in der Mittelstraße 4 folgten bald viele andere Hausgemeinschaften und eiferten ihm nach. Der Versuch mit dem Eschenholzbogen hatte eine ganze Kettenreaktion zur Folge. Man schrieb „damals“ das Jahr 1959.

In der Verwaltung des Ministeriums für Nationale Verteidigung, in der Oberstleutnant Johannes Pieske tätig ist, wurde der halbe Bereich von diesem neuen Sport angesteckt. Oberleutnant Müller kann sich noch gut daran erinnern: „Bisher kannte ich meinen Chef als aktiven Sportler überhaupt nicht. Er war lediglich ein Fußballfanatiker wie er im Buche steht und saß bei Schnee und Regen jeden Sonntag dort, wo der ASK spielte. Deshalb denke ich, ich seh' nicht recht, als er an einem schönen Maientag mit 'nem Bogen und einer Handvoll Pfeile in den Dienst kommt, nur noch vom Bogenschießen schwärmt und jeden anhält, ob er nicht mitmachen will. Eine fixe Idee, denke ich . . .“

Doch die „fixe Idee“ verbreitete sich rasch. Und bald darauf ließen sie es gleichfalls auf einen Versuch ankommen — die Genossen Otremba, Ronneburger, Ebert und wie sie noch heißen. Dem ersten Versuch folgte der Entschluß: „Wir bleiben dabei!“ Und ehe sich das Jahr seinem Ende zugeneigt hatte, war in Strausberg nicht nur eine starke Sektion Bogenschießen der ASG gegründet, sondern bereits auch eine Deutsche Meisterschaft mit Achtungserfolgen beendet worden.

Heute ist die ASG Vorwärts Strausberg aus dem Deutschen Bogenschützenverband schon nicht mehr wegzudenken. Mit Hochachtung spricht man von den Armeesportlern am Rande Berlins und ihrer Entwicklung. Vierundvierzig Rekorde von fünfzig, die überhaupt zu erreichen sind, und vierzehn Titel „Deutscher Meister“ sind in ihrem Besitz. Und man stelle sich solch einen Wettkampf nicht einfach vor:



Hier können Familien Bogenschießen . . .

KLAUS WEIDT

Der „Flitzebogenfimmel"

288 Pfeile auf neunzig, siebzig, fünfzig und dreißig Meter Entfernung bei den Männern, das bedeutet bei einer Spannkraft von zwanzig Kilogramm pro Pfeil fast sechs Tonnen! — Annähernd einhundert Mitglieder zählt die Sektion, und allein sechzig Kinder wollen einmal ihre Vorbilder ablösen.
Höhepunkt ihrer Arbeit war für die Strausberger ASG-Sportler die Deutsche Meisterschaft 1961, die sie selbst ausrichten durften. „Tausend NAW-Stunden reichen nicht, die wir zur Vorbereitung aufgewandt haben", erzählt Genosse Pieske. „Manfred Otremba hat allein schon hundert Stunden geleistet, um den Platz in Schuß zu bringen. Übrigens, da kamen alle, als wir sie riefen — mit Kind und Kegel. Wenn auch nicht jeder in unserem Haus selbst ein aktiver Bogenschütze ist, aber beim Herrichten des Platzes halfen sie alle mit."
Wenn von den besten Schützen aus Strausberg die Rede ist, fällt auch sehr bald der Name Regina Pieske. Sie trug nicht nur zu den Siegen der Frauenmannschaft bei, sondern stand auch in der Einzelwertung stets unter den Ersten auf der Ergebnistafel. Hut ab vor Frau Pieske, denn als Mutter von zwei Kindern, als Pionierleiterin an der Adolf-Diesterweg-Schule in Strausberg, als Mitglied des DFD-Vorstandes, des Elternbeirats und der Volkssolidarität noch hohe sportliche Leistungen zu vollbringen, das will etwas heißen.
„Wissen Sie", berichtet Frau Pieske, „das Schönste aber ist, daß wir alle — Vati, Sylvia, Bärbel und ich — diesen Sport gemeinsam ausüben. Früher war Hans sonntags nur auf dem Fußballplatz. Da hielten es die beiden Mädels und auch ich nicht lange aus. So ging er allein, und wir waren getrennt. Heute sind wir alle zusammen in der Freizeit bei Pfeil und Bogen."
Ja, und die jetzt achtjährige Sylvia und ihre zwei Jahre ältere Schwester haben es schon lange nicht mehr nötig, vom Kinderzimmer auf die Flurtapete zu zielen. Bärbel brachte es mit 245 Ringen im vergangenen Jahr sogar zum Bezirksmeister. Und ich bin fest überzeugt, daß „Sylvi", hätte sie sich nicht einen Arm gebrochen, nicht schlechter gewesen wäre. In der Schule sind jedenfalls beide gleich gut; und daß Sylvia für gute Leistungen im Unterricht am Pioniertag ein Buch bekam, hat Bärbel davor schon einmal ausgeglichen.
Vielleicht werden Sie nun denken, das sei eine ganz besondere Familie, die sich der Reporter da herausgesucht hat? — Glauben Sie mir, ich könnte Ihnen allein aus Strausberg mindestens zehn Familien von Offizieren der Nationalen Volksarmee, oft sogar Offiziere mit recht hohen Dienstgraden, nennen, bei denen es ebenso ist. Und deshalb rate ich Ihnen: Versuchen Sie's doch auch einmal! Ihre Frau und Ihre Kinder werden den Fernsehapparat gewiß gern einmal mit etwas sportlicher Betätigung vertauschen. Und unter uns gesagt: Tät's Ihnen nicht auch gut? Übrigens, es muß ja nicht gerade Bogenschießen sein . . .

Wenn der Schnee sich rot färbt ...
(Fortsetzung von Seite 13)

streckte den beiden Soldaten seine Zigarettenpackung entgegen.

„Meister Satan, sind Sie den Weg gelaufen oder über die Wiesen?“ wollte der Gefreite wissen.

„Über die Wiesen, Jung, ich wollte doch abkürzen.“

„Dann ist es gut, dann war es Ihre Spur. Aber Sie wissen doch, daß Sie sich erst bei der Grenzkompanie melden müssen, wenn Sie unvorhergesehen nach vorn müssen?!“ — „Ja, ja, stimmt schon, Jung, aber da war der Zug, es ging alles so schnell ...“ Der sonst so selbstsichere Arbeiter wurde verlegen. Erst jetzt griff Günter zu der angebotenen Zigarette. Sie setzten sich auf ein paar umgekippte Loren und rauchten schweigend.

Nach ein paar Zügen sagte der Meister: „Da habt ihr aber höllisch aufgepaßt. Das gefällt mir. Es hätte sich ja auch um einen richtigen Satan handeln können.“ Klaus Retter rutschte bei dem Lob, das auf sie beide gemünzt war, unruhig auf seiner harten Sitzgelegenheit hin und her.

„Ja, das wäre ‚drin‘ gewesen“, sagte Günter ruhig. Der Meister warf den Rest seiner Zigarette in den Schnee. Er stand auf, klopfte jedem der beiden leicht auf die Schulter. „Macht's gut, Jungs!“ Günter folgte ihm nachdenklich mit den Blicken.

„Wollen wir nicht auch gehen?“ fragte Klaus.

„Bleib sitzen. Ich bin dir noch etwas schuldig. Ich bin einem Gespräch mit dir ausgewichen, Klaus. Jetzt will ich es haben. Der Mann, der da weggeht, könnte mein Vater sein, dem Alter nach. Und auch sonst, so ungefähr wünschte ich ihn mir. Ich habe keinen Vater mehr.“

Klaus blickte den Gefreiten fragend an.

„Ja, meinen Vater haben sie mir im Winter vor zwanzig Jahren erschossen. Kriegsgerichtsurteil. Ein Vierteljahr später wurde ich geboren. Als ich achtzehn wurde, hat meine Mutter mir alles genau erzählt. In der Nacht, bevor er an die Front transportiert werden sollte, floh er aus der Kaserne. Er kam nach Hause. ‚Ich will nicht auf Menschen schießen, die nicht meine Feinde sind‘, hat er wörtlich zu meiner Mutter gesagt, sie hat sich diesen Satz genau gemerkt. Am nächsten Morgen, als sie ihn holen wollten, schoß er sich mit der Pistole in den Fuß. Vierzehn Tage später haben sie ihn hingerichtet, auf dem Schießstand, bei Leipzig. Er hat damals nicht gewußt, wie er sich gegen die feindliche Ordnung, in der er lebte, wehren mußte. Ich weiß heute, wie ich unsere Ordnung schützen muß.“

„Ich habe keinen Vater, den sie erschossen haben damals“, sagte Klaus, „aber ich fühle, daß du recht hast.“ — „Du mußt es auch mit dem Verstand begreifen. Du hast einen Kopf zum Denken! Was hast du dir vorhin gedacht, als du die Spur nicht verfolgen wolltest?“

„Ich habe mir gedacht, was wird am Ende der Spur sein? Vielleicht ein Mensch, der über die Schneefläche hetzt, ich sah mich schießen, er fiel, um ihn herum färbte sich der Schnee rot ...“

„Wer hetzt ihn? Wir? Warum hetzt er? Was will er? Darüber mußt du nachdenken. Es ist ein Unterschied, ob Deutsche einen Mann wie meinen Vater erschießen lassen und erschießen, oder ob wir hier mit der Waffe unseren Staat vor eben diesen Deutschen schützen, damit sie die Verbrechen nicht wiederholen. Es ist eine ganz einfache Frage. Du bist auch Arbeiterkind, es ist eine Klassenfrage: Willst du Hammer oder Amboß sein? Du bist Maler. Du siehst in Bildern. Schnee, der sich rot färbt, kann jedes Kind malen. Wenn der Schnee sich rot färbt, ist es nicht jedesmal dasselbe ... Das, genau das mußt du ganz fest begreifen — ehe du danach handeln und, ja auch das, ehe du es malen kannst. Und solange du das nicht kannst, solange bist du für mich auch ein schlechter Maler ...“

Sie blieben noch eine Weile stumm sitzen.

Auf dem Wege zur Kompanie sprachen sie beide kein Wort miteinander.

Abends nach Dienstschluß betrat Günter im Barackenlager der Kompanie den Klubraum. Er war leer bis auf den einen — Klaus blickte hoch, als Günter sich ihm näherte.

„Du, Günter, ich habe es mir überlegt. Die vorüberfahrenden Schiffe kann ich immer noch malen. Hier kommt ein Bild her, das dich und mich zeigt, wie wir die Spur verfolgen. Im Hintergrund der Bagger. Das Bild will ich nennen: ‚Bereit‘ ...“

Denke daran!

Denke daran! Es ist deine Heimat,
der wieder Tod und Verderben droht!
Läßt du es zu, daß sie aufs neue
in einem Meer von Flammen verloht?

Denke daran! Es sind deine Kinder,
die du in Liebe gerufen zum Licht!
Läßt du es zu, daß ihr junges Leben
in Sekunden erlischt und zerbricht?

Denke daran! Es ist deine Arbeit,
die du geleistet am Neubau der Welt!
Läßt du es zu, daß alles Errung'ne
wieder in Schutt und Asche zerfällt?

Denke daran — und stemm dich dagegen,
halte den Tod, die Vernichtung auf.
Laß es nicht zu, daß teuflische Tücke
wieder beginnt ihren rasenden Lauf!

Gebiete ein Halt den bösen Gewalten,
schlage hinein in ihr geifernd' Gesicht!
Ehe sie alles Leben zerstören
halte du über sie ein eisern' Gericht!

Erna Heckert

„Nicht wahr, Mami, der Pelz erlebt keinen Winter mehr!"

Winter ade...

ZEICHNUNGEN: KLAUS ARNDT



„Jetzt wird mir so vieles klar."



„Wie genau der doch immer den Ton A trifft!"

„Ach was, Sergeant, sicher nur Frühjahrsmüdigkeit!"



Raketen-U-Boote dominieren

VON FREGATTENKAPITÄN E. LANGE

U-Boote, mit ballistischen Raketen und unbemannten ferngelenkten Flugkörpern bestückt, sind zur Hauptkraft der sowjetischen Kriegsflotte geworden. Die sowjetische Militärwissenschaft mißt der Ausrüstung der Kriegsflotte mit Raketen- und Kernwaffen außerordentliche Bedeutung zu. Die Möglichkeiten der Seekriegführung über weite Entfernungen werden dadurch erheblich vergrößert. Raketen-U-Boote können feindlichen Flugzeugträgern und Geleitzügen vernichtende Schläge versetzen, die Verbindungswege des Gegners auf den Weltmeeren bedrohen und stören sowie Häfen, Basen und Stützpunkte wirksam bekämpfen.
Diese Feststellungen trifft ein Kollektiv sowjetischer Militärhistoriker in einer Artikelreihe, die in der „Krasnaja Swesda" veröffentlicht wurde.

Die neueste und wohl bisher weittragendste Revolutionierung im Schiffbauwesen ist der Atomantrieb. Das trifft sowohl für Überwasserschiffe als auch für Unterwasserschiffe zu. Von den letzteren kann man eigentlich erst seit wenigen Jahren sprechen. Alles, was davor an U-Booten existierte, hat eigentlich nur das Recht, den Namen Tauchboot zu tragen. Erinnern wir uns der aus dem zweiten Weltkrieg bekannten Unterwasserfahrzeuge.
Ihre Höchstgeschwindigkeit betrug unter Wasser etwa 8 Seemeilen auf die Dauer von zwei Stunden. Danach waren sie gezwungen, aufzutauchen oder auf Schnorcheltiefe* zu gehen, um mit Hilfe der Dieselmotoren die Akkumulatoren für die Unterwasserfahrt neu aufzuladen.
Jeder versteht, daß diese Kriegsfahrzeuge die meiste Zeit über Wasser fuhren, um das relativ geringere Energiereservoir der E-Batterien für die Angriffsoperation voll ausnutzen zu können. Mit der Verwendung der Atomenergie vollzog sich tatsächlich eine Revolution im U-Boot-Bau. Von jetzt ab ist die Unterwasserfahrt wirklich der eigentliche Sinn des U-Bootes geworden. Kernantriebsmittel benötigen — im Gegensatz zu den herkömmlichen Motoren (Diesel) auf U-Booten — keinen Sauerstoff und andere Oxydationsmittel.
So ist es den Atom-U-Booten möglich, mit großer Geschwindigkeit — zwischen 20 und 50 sm/h — längere Unterwasserfahrten auszuführen.
Es gibt Meldungen, wonach die „Nautilus" bereits 69 000 sm unter Wasser gefahren sein soll. Anfang 1956 wurde verlautbart, daß ein sowjetisches U-Boot zur Antarktis und zurück gefahren sei und dabei 21 000 sm unter Wasser in sehr hoher Geschwindigkeit zurückgelegt habe. Unterwegs wurde kein Treibstoff übernommen. Es hinterließ weder Treibstoffspuren noch Blasenbahnen und wurde von keiner der unzähligen US-Beobachtungsstationen aufgespürt.
Nebenbei bemerkt — es ist in der Sowjetflotte ein offenes Geheimnis, daß die Atom-U-Boote fähig und ihre Besatzungen bereit sind, die Erde unter Wasser zu umkreisen und dabei den Pol zu durchqueren.
Es gibt Hinweise, wonach Atom-U-Boote über 1½ bis 2 Jahre ohne Ergänzung des Treibstoffes in See bleiben können. Von großer Bedeutung für den taktischen und strategischen Einsatz der U-Boote im modernen Krieg ist — neben der großen Unterwassergeschwindigkeit und dem gewaltigen Unterwasseraktionsradius — vor allem die erreichbare Tauchtiefe.
Sie erlangt angesichts der Möglichkeit, in großen Tiefen atomare U-Abwehrmittel anzuwenden (z. B. Wasserbomben mit Atomladung), gewaltige Bedeutung sowohl für die Tarnung als auch zum Schutz vor den Abwehrmitteln. Gegenwärtig schätzt man die maximalen Tauchtiefen der bekannten modernen Fahrzeuge verschiedener Größenklassen auf 100—250 Meter. Es gibt allerdings bereits im Bereiche des Möglichen liegende Forderungen nach einem Tauchmaximum von 1000 Metern.
Wir können überzeugt sein, daß es den sowjetischen U-Boot-Erbauern über kurz oder lang gelingen wird, dieses Problem zufriedenstellend zu lösen, wenn es ihnen nicht schon gelungen ist. Letztlich aber hängt die Fähigkeit des Bootes, in großen Tiefen und vor allem auf lange Dauer — oft monatelang — unter Wasser zu operieren, vom Ausbildungsstand der Besatzung, von ihrer Fähigkeit, lange Zeit unter Wasser zu leben und vor allem von ihrer politisch-moralischen Haltung ab.
Es bedarf keines Beweises, daß dieses Problem von den Matrosen, Maaten und Offizieren der Sowjetflotte bereits gelöst ist. Die Sowjetmarine besitzt die mutigsten und standhaftesten U-Boot-Leute — Gagarins und Titows unter Wasser.
Von all diesen Faktoren, gepaart mit einer umfangreichen Gefechtsausrüstung, hängt die Kampfkraft des Fahrzeuges im taktischen und operativen Einsatz ab.

* Der Schnorchel gestattet den Booten in geringer Tauchtiefe den Antrieb durch Dieselmotoren und das Aufladen der Akkumulatoren.

Die Boote und Schiffe der sowjetischen Atom-U-Boot-Verbände verfügen über ausgezeichnete technische und Gefechtsmittel. Sie führen weitreichende Raketen mit Kernladung, Fernlenkwaffen zum Beschuß unterschiedlicher Ziele, zielsuchende Raketen sowie die verschiedensten Arten von Torpedos – magnetische, automatisch gesteuerte und andere – mit.

Interessant und lehrreich zugleich ist in diesem Zusammenhang das jahrelange „Rätselraten" westlicher Militärs über die Existenz oder Nichtexistenz sowjetischer Atom-U-Boote. Obzwar sie selbst oft genug sensationelle Nachrichten über sowjetische U-Boote mit supermodernen technischen und Gefechtseigenschaften verbreiteten, Eigenschaften, die eben nur Atom-Booten eigen sind, leugneten sie mit stoischer Sturheit die Existenz solcher Kriegsfahrzeuge.

Der Zweck ist nicht schwer zu erraten.

Einerseits ist der Glaube an die USA als der „stärksten" Militärmacht der Erde längst ramponiert. Andererseits werden Meldungen verbreitet, um die eigene Rüstung zu forcieren. Und so klammert man sich in ausgesprochenem Selbstbetrug nach dem Motto „Es kann nicht sein, was nicht sein darf" an die Version:

„Daher bringen ‚Polaris' unter Wasser und ‚Pershing" auf mobilen, ständig die Abschußposition wechselnden Landbasen in Europa den Westen in die Lage, den Sowjets sagen zu können: ‚Auch wenn ihr zuerst schießt – ihr werdet dennoch selbst zuerst vernichtet.' "

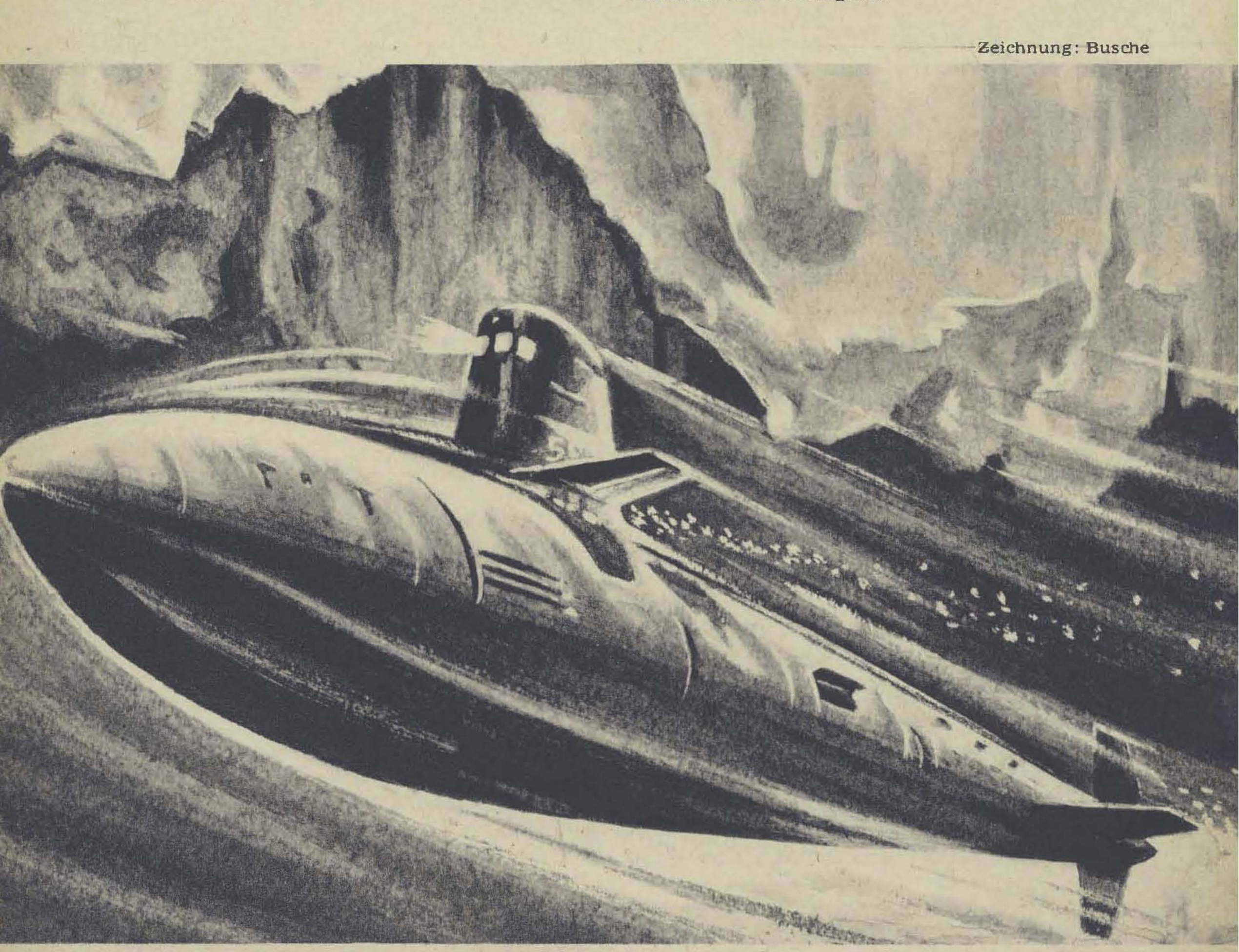
Das sagte noch am 17. Dezember 1960 in der Zeitung „Die Welt" einer, der seinen Namen nicht nennen wollte. Allerdings – der letzte Satz trifft genau auf die imperialistischen Abenteurer zu. Sie vergaßen, die Kraft der UdSSR einzukalkulieren. Das Leningrader Tuschino zur See hat ihr Gewäsch endgültig zu dem degradiert, was es in der Tat ist: Selbstbetrug aus politischer und militärischer Borniertheit und Massenbetrug aus militantem und politischem Abenteurertum.

Inzwischen hat sich erwiesen, daß die vielgepriesenen „Polaris", mit denen diese Leute die Menschen kopfscheu machen wollen, keineswegs zuverlässig sind (siehe „AR" Nr. 2/62).

Anders sieht es mit der Zuverlässigkeit aller Arten der sowjetischen Raketen aus.

Beweise? Sie sind nicht mehr erforderlich. Deshalb nur die Stichpunkte Kosmos, Pazifik, Powers, Tuschino und Leningrad.

Zeichnung: Busche



Modernes U-Boot bei der Unterwasserfahrt. Zu beachten ist die strömungsgünstige Formgebung.



Illustrationen: Harri Parschau

Das Päckchen!

VON KAZIMIERZ GUTAKER

Die Tante von meinem guten Freund Adam hatte erfahren, daß ich am Sonntag Bekannte in Ludwikow besuchen wollte. Sie kam also am Sonnabend und händigte mir ein großes sperriges Paket aus. „Ich habe gehört, daß Sie nach Ludwikow fahren", sagte sie. „Bitte nehmen Sie doch dieses kleine Päckchen meinem Zbyszek mit. Er dient dort bei den Pionieren. Und sprechen Sie ihn unbedingt selbst, ob er gesund und munter ist!"

Adam ist mein allerbester Freund. Ich sagte trotz der unbequemen Last zu.

Ich fuhr ziemlich zeitig nach Ludwikow. Vom Bahnhof lenkte ich meine Schritte direkt zur Kaserne. Das Paket war schwer und unbequem zu tragen. Ich beschloß, nur die Art des Tragens zu verändern und das Paket anstatt in den Armen auf dem Rücken weiterzutragen. Es war so tatsächlich besser. Nach 3 Minuten fühlte ich jedoch so einen heftigen Schmerz in der Wirbelsäule und stellte plötzlich mit Unbehagen fest, daß mein frisch gebügeltes Hemd an den Schultern klebte und der Schweiß wie ein Bächlein herabrann.

Ich sank auf einen Stein am Weg nieder. Vor mir stand das Paket. Erst jetzt betrachtete ich es mir näher. Es erinnerte in seinen Ausmaßen an einen Holzkoffer, mit dem früher die Soldaten zum Militär einrückten; es besaß nicht die charakteristische Plattheit eines Pakets, die es ermöglicht hätte, das Paket auf verschiedene Weise bequem zu tragen. Man konnte es entweder auf die Schulter nehmen oder mit beiden Händen vor dem Bauch tragen.

Es war ganz klar, daß der Anblick dieses Pakets in mir keine Sympathien hervorrief. Darüber hinaus erweckte es in mir den Gedanken, daß ich, ein gesetzter Mensch in nicht mehr jugendlichem Alter, so grausam geplagt wurde, mein frisches Hemd durchschwitzte und die Zeit für eine sonntägliche Erholung nur deshalb opfern mußte, weil eine überaus besorgte Mutter ihren verzärtelten Sohn zufriedenstellen wollte.

Als ich an der Kaserne anlangte, warteten im Passierscheinbüro schon drei Männer. Sie sahen mich mit herzlicher Neugier an. Ich schleppte mich ans Ende der Schlange, rückte mir einen Stuhl heran und fiel kraftlos darauf. Bald wird meine Mission erfüllt sein, und ich werde bei den Kowalskis ein gutes Mittagessen zu mir nehmen können. Bestimmt wird es Ente geben oder im schlimmsten Falle ein Hühnchen, dann einen schönen Kaffee und eine gute Zigarette.

Plötzlich öffnete sich das Fensterchen des Passierscheinbüros und ein Kopf kam zum Vorschein. Der junge Obergefreite sagte mit wichtiger Stimme: „Mit den Soldaten werden Sie erst in zwei Stunden sprechen können, es ist Appell!"

„Verdammt!" sagte ich. In 1½ Stunden beginnt bei Kowalskis das Mittagessen. Sie werden auf mich eine halbe Stunde warten, sich dann zum Tisch setzen und alles mit großem Appetit verputzen.

„Sie waren gewiß schwer krank", fragte der eine von den dreien an meiner rechten Seite, ein riesiger Mann mit einer Glatze nackt wie ein Knie.

„Diphtherie mit Komplikationen. Mit einem Bein war ich schon im Grabe", log ich, um mein Aussehen irgendwie zu rechtfertigen.

„Und nach der Krankheit so eine Reise?" sagte der in der Mitte Sitzende, ein Schlanker mit gefärbtem Schnurrbärtchen.

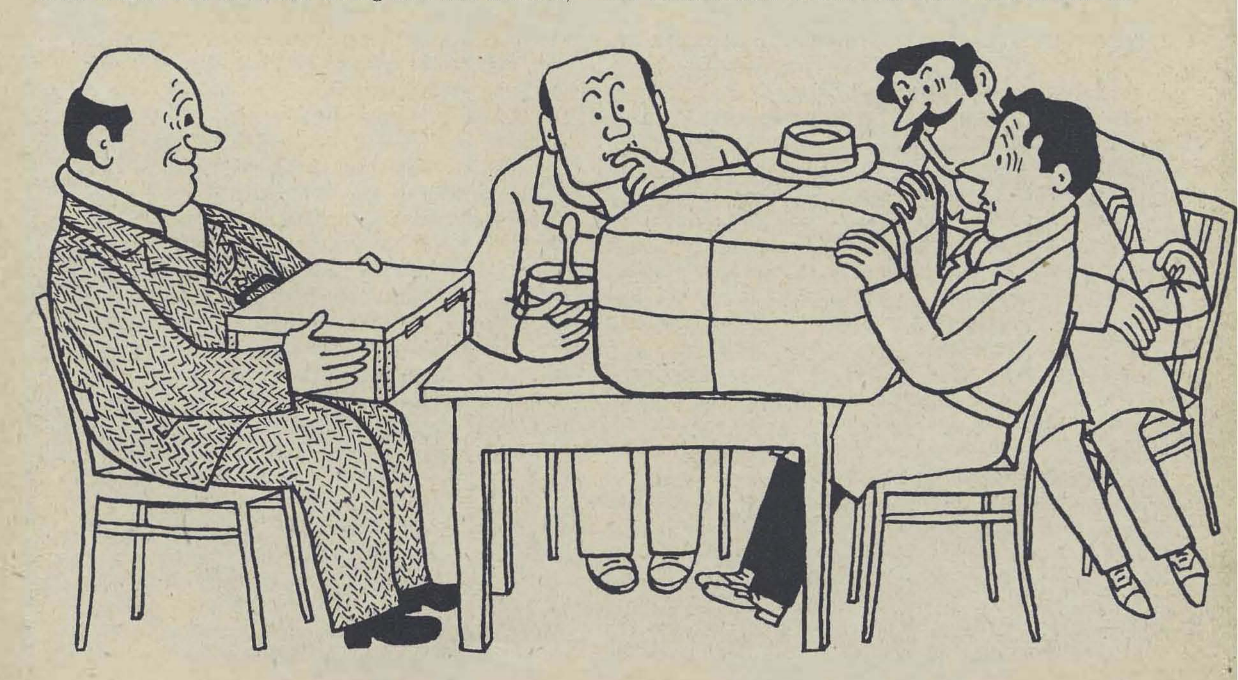
„Was tut man nicht für die Kinder", sagte der Linke, der sich durch ein vollkommen quadratisches und hochrotes Gesicht auszeichnete.

Ich wollte sagen, daß ich nicht zu meinem Sohn kam, doch die Anerkennung als treusorgender Vater tat mir wohl. Deshalb lächelte ich nur höflich.

Eine halbe Stunde war es ganz still. Das entsprach meiner Stimmung. Ich dachte daran, was sich jetzt gerade bei Kowalskis abspielen würde. Wahrscheinlich werden die Kartoffeln gerade aufgesetzt und eine Ente gerupft. Vielleicht war noch nicht alles verloren. Ich blickte auf meine Nachbarn am Tisch. Es schien mir, daß sie ständig auf mein Paket, das sich auf meinen Knien ausruhte, blickten.

Es vergingen wieder fünfzehn Minuten. Plötzlich

zog der Schnurrbärtige einige eingewickelte Päckchen heraus und öffnete sie.
„Ich habe eine vorzügliche Pastete mitgebracht", sagte er. „Vom Hasen. Aber die ist meiner Frau gelungen!"
Wir bohrten unsere Blicke in die Pastete. Der Besitzer des einstigen Hasen teilte sie mit dem Messer in vier gleiche Teile und schob sie uns vor die Nase. Sowohl der Geschmack als auch der Duft waren einzigartig.
Dann langte der Quadratische aus dem Koffer ein Eßgeschirr heraus, öffnete es, steckte in die Mitte einen Löffel, den er aus der Manteltasche herausgeholt hatte, und gab uns heißen Bigosch zum Kosten. „Daran ist nichts auszusetzen, ein Bigosch nach Vorschrift", sagten wir und schmatzten vor Zufriedenheit.
Dann setzte der Glatzköpfige mit Schwung einen Holzkoffer auf den Tisch und zog eine in Papier eingewickelte gebratene Gans heraus. Er drückte mit seinen kräftigen Fingern ins weiche Fleisch des Keulchens, riß es in vier Teile auseinander und gab uns eine Kostprobe.
Jetzt trat Stille ein. Drei Männer strahlten vor Stolz und Zufriedenheit, schauten aber erwartungsvoll auf mein Paket. Das machte mich ein wenig nervös. Was hatte das für einen Sinn, soviel mitzubringen. Sie wollen wohl ihre Jungens einer Rhizinuskur aussetzen? Aber laut sagte ich das nicht. Ich versuchte vielmehr, das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken und sagte: „Ich bin neugierig, was wir in diesem Jahr für einen Winter haben werden." Die anderen rührten sich nicht. „Ich habe gehört, daß in Lubartkow himmelblauer Hagel von der Größe einer Haselnuß gefallen ist." — Sie sahen mich interessiert an, nickten mit den Köpfen und vertieften sich abermals in den Anblick meines Pakets.
Jetzt wurde mir doch ein wenig komisch zumute, und ich weiß selbst nicht, wie es geschah, daß ich mit dem Finger das Papier an der Seite des Pakets aufriß und langsam abzufühlen begann. Da traf ich auf etwas Zusammengerolltes, Rundes. Sicherlich Kabanosy (kabanos — ähnlich unseren Knakkern, nur sehr dünn und sehr lang) original ungarisch, dünn und wohlschmeckend! Fest entschlossen griff ich mit einem energischen Ruck hinein und legte diese wunderbare Sache auf den Tisch. Doch beim Herausziehen sträubten sich mir die Haare. Vor mir, vor uns vieren, lag eine kurze, dicke, schwarze Kabelrolle.
Grabesstille trat ein. Ich lächelte unbestimmt. Der Riese zwinkerte nachsichtig mit wimperlosen Augen, der Schnurrbärtige und der Quadratische verzogen ironisch das Gesicht.
Ich versuchte es noch einmal. Nach langem, nervösem Kramen stieß ich auf eine Blechschachtel. Nahm sie heraus, blickte verstohlen darauf. „L'Imperatrice. Fabrication du Maroc" las ich.
Eine unaussprechliche Freude überzog mein Gesicht. Ich legte die Büchse auf den Tisch. „Marokkanische Sardinen", sagte ich mit Stolz.
Die drei blickten mich respektvoll an. Der Schnurrbart sagte: „Das muß verteufelt gut schmecken." Das Quadrat nahm die Büchse in die Hand und sah sie andächtig an. Plötzlich runzelte er die Stirn, hob den Deckel und schüttete auf den Tisch einige Dutzend der verschiedensten Schrauben aus. Er sah mich wütend an. Dann legte er mit einer zornigen Bewegung seine prallgefüllte Tasche auf den Tisch und zog außer dem Eßgeschirr mit Bigosch noch fünf Kränze Wurst, ein Stück Geräuchertes, ein Schweinekotelett, einige Pasteten und eine Konservenbüchse mit Rindfleisch heraus.
„Einen halben Liter habe ich auch mitgebracht", sagte er stolz. „Soll der Junge einen Schluck nehmen."
Der Schnurrbart wollte sich nicht übertreffen las-



sen. Er öffnete den Koffer, zeigte ihnen der Reihe nach, was er enthielt und wickelte aus einem Papier eine Flasche Wodka.
Der Riese zeigte zögernd den Inhalt seines Koffers.
„Zur Stärkung des Geistes haben Sie Ihrem Sohn nichts mitgebracht?“ fragte das Quadrat. „Ihnen haben wohl die paar Groschen leidgetan?“
Der Riese war bestürzt. „Mein Junge trinkt nicht“, sagte er. „Er hat einen zarten Magen.“
„Ich dachte, daß es Ihr Geiz sei; es gibt solche Väter!“ sagte der Schnurrbart und blickte bedeutungsvoll auf mich.
Da wandte sich der Quadratische direkt an mich und fragte giftig: „Und Sie haben außer diesem Kabel und den Schrauben ...?“
Alle hefteten ihre Augen auf mich.
Und dann der Schnurrbärtige: „Und einen halben Liter haben Sie auch nicht mitgebracht?“ Jetzt be-



schloß ich, aufzutreten. „Ich halte es nicht für angemessen“, sagte ich gewichtig und würdig. „Wozu einen Soldaten betrunken machen?“
Der Riese belebte sich unerwartet. „Ja, ja“, sagte er, „ich kenne einen solchen, der seinem Sohn Wodka mitgebracht hat. Der Sohn betrank sich, als der Vater fortgefahren war, setzte sich ins Auto, denn er war Fahrer, und fuhr in den Fluß.“
„Hören Sie auf, den Menschen Furcht einzujagen“, unterbrach ihn das Quadrat wütend und wandte sich giftig an mich: „Agitator. Er hat jenen schon gekauft. Er gibt es nur nicht zu, daß er für den Sohn kein Herz hat.“
„Erstens ist es nicht mein Sohn“, sagte ich hitzig, „und zweitens ...“ Aber das Quadrat ließ mich nicht zu Ende reden.
„Hört, Leute!“ schrie er. „Den eigenen Sohn verleugnet er! So ein Typ ist das!“
„Warten Sie, meine Herren“, ließ sich der Schnurrbärtige hören, „wenn er nicht zu seinem Sohn gekommen ist, wozu ist er da hier? Und in diesem Paket sind irgendwelche verdächtigen Kabel und Schrauben!“
Es wurde grabesstill. Ich fühlte, wie mir der Schweiß von der Stirn rann. Die Situation rettete der Obergefreite aus dem Passierscheinbüro. Wir durften uns schon in das Besuchszimmer begeben.
Ich setzte mich allein in eine Ecke und döste vor mich hin. Als ich erwachte, verstauten die anderen gerade Essenreste, leere Flaschen und fettiges Papier.
Plötzlich erschien Zbyszek. Ein aufgeweckter Junge, der sofort wußte, daß ich zu ihm wollte. Er nahm das Paket, bemerkte, daß es an der Seite ein Loch hat und sah mich an.
„Der Zug hat gewaltsam bremsen müssen, und da ist es aufgerissen“, sage ich verlegen.
Zbyszek lacht, zieht aus dem Paket verschiedene Dinge in bunte Lappen gewickelt heraus und sagt: „Gleich mache ich mich an die Arbeit.“
In fassungslosem Staunen sehe ich ihm zu. Er hat flinke Hände. Geschickt hantiert er mit Schraubenzieher und Isolierband. „So“, sagt er fröhlich, „das elektrische Bügeleisen ist schon repariert, jetzt kommt noch die elektrische Klingel dran und dann der Fleischwolf. Seit ich beim Militär bin“, informiert er mich, „sieht Mama ein, daß ich alles am besten repariere.“
Als er fertig ist, langt er noch einmal in die Büchse und wickelt aus einem Lappen eine Flasche mit einem schönen Etikett: „Hubertus, Különleges likör“. Ungarischer Likör.
„Nanu, als Belohnung für das Reparieren von der Mama?“ frage ich stichelnd.
Ich bemerke gerade, daß sich der Quadratische und der Schnurrbärtige nähern. Aus aufgerissenen Augen starren sie auf die bewußte Flasche.
„Li-kör!“ flüsterte das Quadrat andächtig. Und dann wendet er sich an mich und sagt giftig: „Agitator. Andere belehren und dem Sohn gibt er selbst Likör zu trinken.“ — „Erst bei uns mitessen und dann nichts selbst spendieren! Ein feiner Herr!“ Fragend schaue ich auf Zbyszek und die Flasche. „Geben Sie den Herren ruhig einen Schluck ab“, sagt dieser gönnerisch und lächelt.
Ich gebe die Flasche mit dem „Hubertus“-Etikett. Das Quadrat nimmt einen kräftigen Schluck und verfärbt sich violett. „Na, wie schmeckt er“, fragt der Schnurrbart. Das Quadrat schüttelt sich und röchelt: „Prima!“ Der Schnurrbart greift nach der Flasche, wird orangefarben, dann ist er lange gelb. Zbyszek greift die Flasche, nutzt die Verwirrung der drei aus und zieht mich aus dem Zimmer. „Es ist Tran“, sagt er. „Ich bat Mama darum. Ich bin Leiter einer Fußballmannschaft. Man muß die Schuhe für den Winter konservieren.“
Ich reiche Zbyszek die Hand, drücke sie fest, und er dankt mir herzlich. Ich will zum Ausgang. Der Soldat Zbyszek hält mich am Ärmel fest und erinnert höflichst, daß ich das Paket mit den reparierten Sachen vergessen habe. Ich habe es genommen.
Jetzt warte ich, wann sich mein Freund Adam nach Ludwikow aufmachen wird. Ich werde ihn bitten, ein Päckchen für Zbyszek, den ich sehr liebe, mitzunehmen. Ich denke, daß sich Zbyszek mit dem Plattenspieler, der vor kurzem kaputtging, Rat wissen wird. *(Aus dem Polnischen von R. Braun)*

DIE FAHRT INS BLAUE

Ich wollte am Donnerstag in verlängerten Wochenendurlaub fahren. Am Mittwoch kam Blasewitz, unser FDJ-Sekretär, zu mir und sagte: „Über Sonnabend/Sonntag machen wir eine Fahrt ins Blaue, kommst du mit?" Ich lehnte ab. Natürlich machte er sofort einige Bemerkungen über Zugehörigkeitsgefühl zum Kollektiv, kollektive Freizeitgestaltung, und wenn er mir s o kommt, springe ich meist aus dem Anzug. Er wird immer gleich so politisch, und das kann ich nicht leiden. Aber ich blieb hart. Außerdem diskutierte er weniger überzeugend und hartnäckig, als es sonst seine Art war und er feixte dabei immer so. Also tags darauf fuhr ich nach Hause. Noch vom Bahnhof aus rief ich Gisela an. Sie studiert in Dresden. „Kommst du am Wochenende her nach Zittau?" fragte ich. Gisela druckste etwas herum und kam dann raus mit der Sprache. „Wir machen am Sonnabend/Sonntag von unserer FDJ-Gruppe aus eine Fahrt nach Thüringen. Da du dich nicht angemeldet hast, habe ich zugesagt. Leider ist aber die Platzanzahl begrenzt, sonst könntest du mitfahren. Nun ja, dir zuliebe will ich also darauf verzichten." Waldluft geht ihr über alles. Vor soviel Großmut wurde ich weich wie Butter. Plötzlich hatte ich einen genialen Einfall. „Gisela", flötete ich verliebt, „hör mal gut zu. Unsere Einheit macht auch übers Wochenende eine Fahrt. Wie wäre es, wenn wir da mitfahren würden. Bei uns ist genug Platz im Bus!"

„Wohin?"

„Ins Blaue! Irgendwohin. Auch von Thüringen war die Rede." Gisela war begeistert.

Ich telefonierte gleich nach Leipzig, an Blasewitz. „Reserviert 2 Plätze. Ich fahre doch mit!" Der Kerl sollte merken, daß ich doch Kollektivgeist habe.

Am Freitag fuhren wir beide nach Leipzig. Gisela schwelgte in Gedanken schon von Ozon.

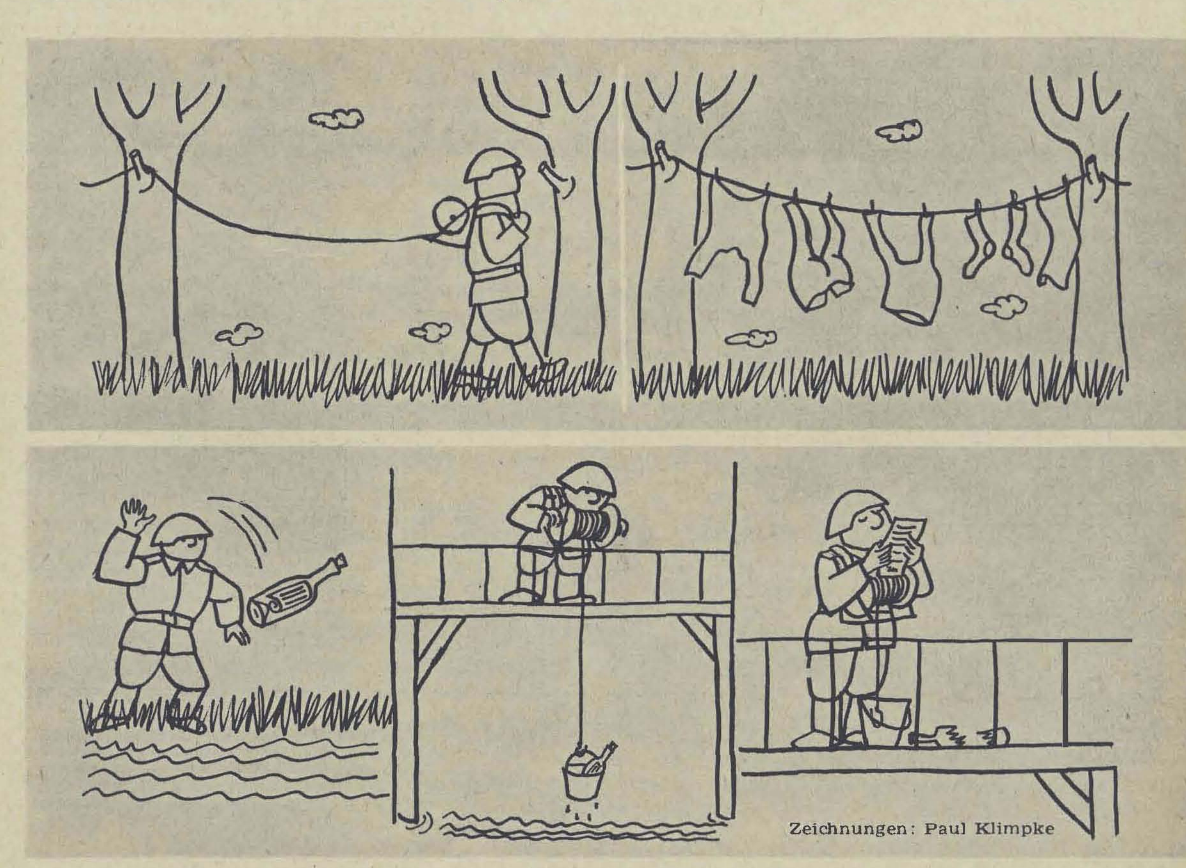
Ich träumte von verschlungenen, einsamen Waldwegen. Mit viel Hallo wurden wir begrüßt, und dann machten wir es uns im Omnibus bequem. Hinter mir saß Blasewitz.

Der Bus surrte auf der Autobahn dahin, Dörfer und Städte huschten vorüber, die Sonne lachte, die Genossen lachten, Blasewitz lachte, und mein Gesicht wurde immer länger. Gisela funkelte mich böse und argwöhnisch an.

Blasewitz tippte mir auf die Schulter. „Schöne Gegend, was?" Am liebsten hätte ich ihm eine runtergehauen.

Der Bus fuhr eben an einem Hinweisschild vorüber. Drauf stand: Nach Dresden 2 km.

Werner Ketzel



Zeichnungen: Paul Klimpke



Visitenkarte des Sports

Mit Karl-Heinz Spickenagel zu plaudern, ist eine besondere Freude. Das liegt gewiß nicht nur daran, daß der 30jährige, altbewährte Schlußmann des ASK Vorwärts Berlin bereits mehr als tausendmal im Tor stand, in 28 Länderspielen eingesetzt war und im Laufe eines Fußballjahrzehnts in 21 Staaten weilte – vor allem hat er das Talent eines Erzählers, dem man gern und ohne zu ermüden zuhören kann ...

„Spicke" ist ein Urberliner Kind. In Pankow geboren, zog er hier auch zum ersten Mal die „Töppen" an. Während seiner Lehrzeit, er hat den Facharbeiterbrief eines Schlossers, meldete er sich bei Pankow-Süd an, aus dem später Einheit Pankow wurde. Hier fand er alsbald seinen Platz zwischen den Pfosten, den er schon damals mit Umsicht und freudigem Verantwortungsgefühl verteidigte. Er machte sich gut, hier im Berliner Norden. Erfahrene Fußballfunktionäre wurden schnell auf ihn aufmerksam, so daß er mit 21 Jahren zu einem Lehrgang an die DHfK geschickt wurde. 1955 ging er dann zur Kasernierten Volkspolizei und spielte beim ZSK Berlin, wo er sich auch die ersten Sporen verdiente. Als ein Jahr später die Nationale Volksarmee gegründet wurde, war es für den Arbeiterjungen Ehrensache, daß er sich sofort für den Dienst in ihr zur Verfügung stellte.

So ist Karl-Heinz Spickenagel, jetzt im Dienstgrad eines Hauptmanns, von der Geburt des ASK Vorwärts Berlin an dabei gewesen und erlebte gleichermaßen alle Höhen wie Tiefen dieses Kollektivs mit. Heute, nach gut sechs Jahren, können wir sagen, daß er sich als einer der beständigsten Spieler dieser oft recht unbeständigen Oberliga-Mannschaft erwiesen hat.

In der Nationalmannschaft hütete er 1954 beim Spiel gegen Polen zum ersten Mal das deutsche Tor. Ein Treffer fiel damals nur – und „Spicke" mußte ihn einstecken. „Das war gleich ein schönes Debüt", erinnert er sich. „Dieses Tor werde ich wohl nie vergessen. Die polnischen Stürmer bedrängten uns, und es war dreißig Meter vor meinem Kasten, als plötzlich abgepfiffen wurde. Ein Gegenspieler lag am Boden. Meine Kameraden rannten alle zu ihm, so daß unser Strafraum fast völlig verlassen war. Da sprang der Verletzte auf, schob den Ball zur Mitte, und Czieslik schoß – meine Verblüffung ausnutzend – zum 0:1 ein."

Sprichwörtlich ist wohl die Ruhe des heutigen Kapitäns unserer deutschen Nationalmannschaft. „Es ist einfach notwendig, vor einem Spiel völlig entspannt zu sein", meint Genosse Spickenagel dazu. „Denn Konzentration, natürlich über alle neunzig Minuten, ist alles. Ich habe eigentlich keinen sogenannten ‚Bammel' vor einer großen Kulisse und fange mich sehr schnell. Da war zum Beispiel der Länderkampf gegen Ungarn in Dresden. Ursprünglich sollte der einheimische Großstück im Tor stehen. Als man mich dann einsetzte, pfiffen die Dresdner Zuschauer minutenlang. Mich durfte das einfach nicht berühren, denn Ruhe ist das A und O im Spiel. Na, und die hatte ich ja ..."

Souvenirs. Souvenirs – was Karl-Heinz Spickenagel anbetrifft, so könnte man bei A wie Aschenbecher anfangen und bei Z wie Zeitungsausschnitt



Karl-Heinz Spickenagel

aufhören. Doch die Sache mit dem marokkanischen Wandbehang will ich noch verraten. Dieses handbestickte Gewebe mit den Bazarmotiven hatte es ihm angetan, als er in Casablanca weilte. Aber die 8800 Franken, die der Händler forderte, konnte er beim besten Willen nicht aufbringen. So ging er fünfmal in den Laden und handelte. Als er den Preis auf 2200 Franken heruntergeschraubt hatte, schmiß ihm der Alte den Wandbehang an den Kopf – worauf ihm Karl-Heinz lächelnd die erwähnte Summe bezahlte und das nunmehr erstandene Stück unter den Arm klemmte.

Nicht schlecht fand ich auch die Sache mit den Hexen. Da klingelte kurz vor Weihnachten der Postbote bei Familie Spickenagel und lieferte ein Paket ab. Aus Thale im Harz, Absender unbekannt. „Bitte, entschuldigen Sie, aber ich kenne Sie von vielen Spielen aus dem Fernsehen und möchte Ihnen zwei Puppen vom Hexentanzplatz schicken", stand in dem Begleitbrief. „Die beiden Hexen sind allerdings gezähmt, so daß Sie beim Öffnen keine Angst haben brauchen!"

Zum Abschluß schnell noch einen Blick in die Zukunft – so, wie Karl-Heinz Spickenagel sie sieht: „Der Meistertitel ist noch nicht verloren. Ich glaube vielmehr, daß wir es trotz mancher Komplikationen, die es gegeben hat, schaffen werden ..." Dann also: „Toi – toi – toi!" *KW*

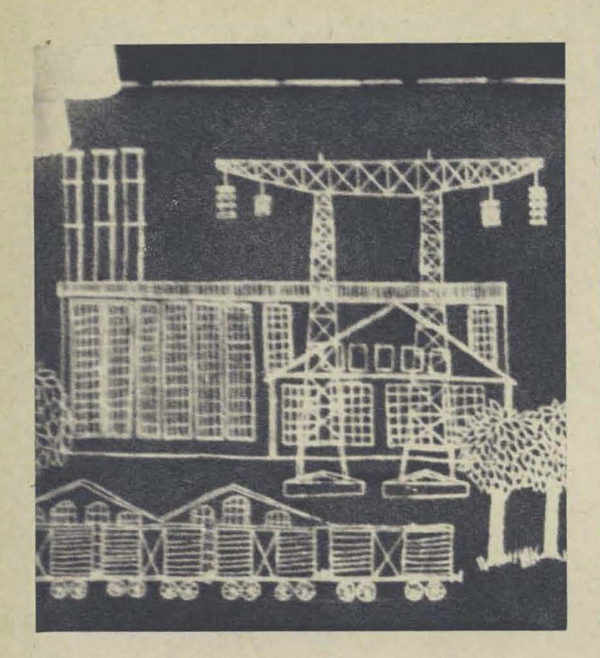
NACH DIENST in der BASTELECKE

Aus Gips gezaubert

Wie man einen Klubraum sehr ansprechend ausgestalten kann, zeigen uns die Genossen der Kompanie Breitbauch (siehe Foto). Für den gelungenen Wandschmuck verwandten sie vor allem Gips.
Ob die Genossen etwa mit Gips auf die dunkle Wand gemalt hätten? Natürlich nicht. Eher im Gegenteil. Sie trugen auf die Vorderwand ihres Klubraumes (eine Fläche von 7,5x3,5 m) eine 1,5 cm starke Gipsschicht auf. Nach dem Trocknen wurde sie angestrichen und die Zeichnungen konnten in die nunmehr dunkle Gipsfläche eingeritzt werden. Im vorliegenden Falle erforderte das natürlich schon beträchtliche künstlerische Fähigkeiten Doch läßt sich auch mit einfachen Figuren und Mustern eine gute Wirkung erzielen.
Eine Voraussetzung ist allerdings, daß die Gipsfläche sauber geglättet wird. Die Genossen der Kompanie Breitbauch bedienten sich dazu einiger Glasscheiben, mit denen sie (die Scheiben hochkant gestellt!), wie mit großen Spachteln, den Gips glattstrichen.
Wo die Ausgestaltung einer ganzen Wandfläche als unzweckmäßig angesehen wird, kann man sich auch mit bescheideneren Mitteln helfen:
In vorgefertigten Holzformen werden Gipsplatten gegossen, geglättet, getrocknet und anschließend schwarz gestrichen. Das Ritzen macht sich in diesem Falle sogar noch leichter, da man die Platte auf den Tisch auflegen und der Hand bequemeren Halt geben kann.



Ausschnitt aus der von den Genossen der Kompanie Breitbauch gestalteten Klubraumwand.



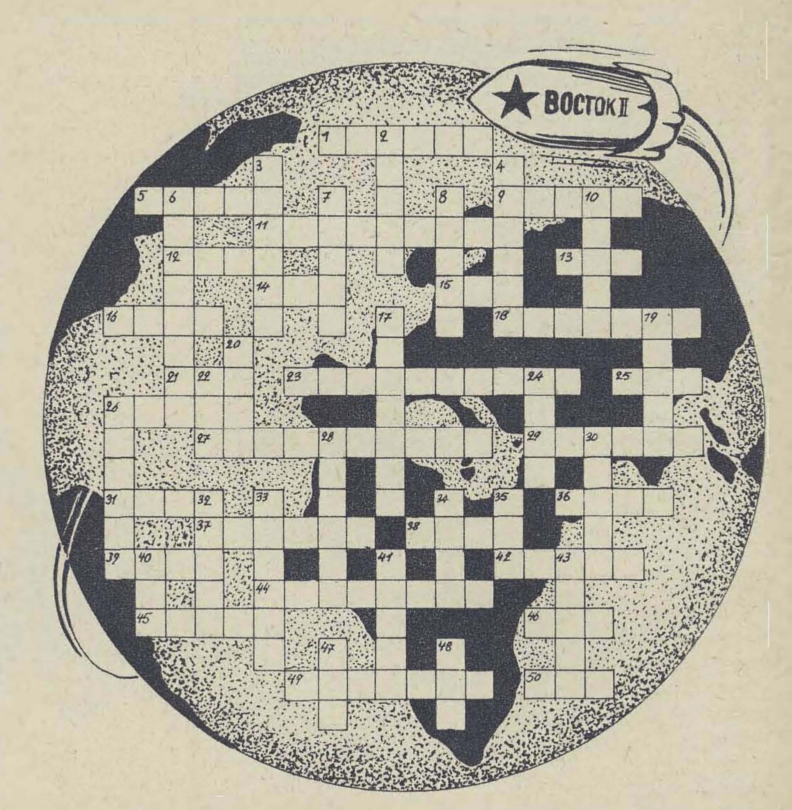
Zur Befestigung der Platten gipst man bereits beim Gießen aus Schnur gefertigte Schlaufen in die Masse ein (Knoten nicht vergessen!). Wem das nicht zusagt, der kann auch die Form mit zwei entsprechend starken Holzpflöcken versehen, die nach Erstarren des Gipsbreies in der Platte Befestigungslöcher hinterlassen. Daß die Gipsplatten nicht unbedingt quadratisch oder rechteckig sein müssen, braucht wohl nicht besonders erwähnt werden. Aus weichem Holz läßt sich mit der Laubsäge jede gewünschte Form schneiden – der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Und nun: Gips frei! G. B.

Kleine Kniffe

EINE GLEICHMÄSSIGE FARBVERTEILUNG läßt sich mit dem Pinsel oft erst bei größerer Übung erreichen. Einfacher ist es, die Farbe zu spritzen. Bei nicht allzu großen Flächen genügt dazu schon ein nur geringe Kosten verursachender „Duolit"-Zerstäuber aus Glas, der mit dem Mund angeblasen wird. Aus wasserlöslicher Plakatfarbe läßt sich jede beliebige Tönung mixen, wobei man durch Entfernungsänderung des Sprühröhrchens gegenüber der zu färbenden Fläche die Intensität der Farbwirkung regeln kann.

BEIM ANRÜHREN VON GIPS ist es ratsam, das Wasser jeweils nur in kleinen Portionen dem Gipsmehl beizugeben und die Masse mit einem kleinen Quirl zu verrühren. Dadurch vermeidet man Klumpenbildung, und es kann nicht vorkommen, daß der Gipsbrei wider Erwarten zu dünn wird.

KREUZWORTRÄTSEL

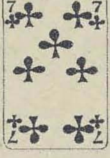
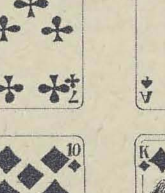
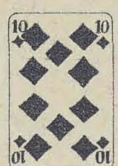
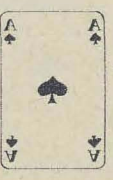


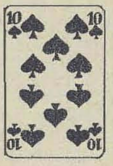
Waagerecht: 1. Leuchterscheinung in Höhen von 40 bis 120 km, 5. Name einer Weltraumhündin, 9. Sternbild, 11. Startplatz für die sowj. Weltraumraketen, 12. Behältnis, 13. Kosmos, 14. Getränk, 15. frz.: nein, 16. Elementarteilchen, 18. Begriff aus dem Fußballspiel, 21. Nebenfluß der Wolga, 23. sowj. Mathem., theoretische Arbeiten zum Weltraumflug, 25. Nebenfluß der Donau, 26. Inselgruppe im Stillen Ozean, 27. Geschicklichkeitsprüfung, 29. Stadt am Don (UdSSR), 31. Nachrichtenagentur in der Sowjetunion, 36. deutscher Grenzfluß, 37. starkes Seil, 38. Verkehrszeichen, 39. Teil des Rades, 42. Küstenvogel, 44. Verbindungsstück, 45. Staat in Afrika, 46. Hauptstadt der Baschkir. ASSR, 49. künstl. Erdsatellit, 50. Stadt an der Donau.

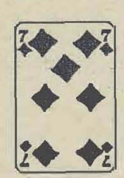
Senkrecht: 2. sowj. Kosmonaut, 3. Weltraumgeschoß, 4. Angehöriger einer Völkergruppe, 6. Wissenschaftler, der die Vorgänge im Weltall erforscht, 7. Himmelsrichtung, 8. ital. Philosoph (1548 bis 1600), 10. berühmter Diamant, 17. ital. Astronom (1564–1642), 19. Rundgesang, 20. Mündungsarm des Rheins, 22. griech. Insel, 24. Umlauf, Richtung, 26. Schanzzeug, 28. Stadt am Schwarzen Meer, 30. Präsident der Internationalen astronautischen Gesellschaft, 32. Himmelskörper, 33. Name eines sowj. Raumschiffes, 34. Planet, 35. polnischer utop. Schriftsteller, 40. nord. Vogel, 41. Verwaltungskörperschaft, 43. frz. Karikaturist, 47. Bad in Belgien, 48. Schwur.



Hinterhand will mit abgebildetem Blatt Karo spielen. Mittelhand paßt bei 24 und Vorderhand bei 30. Da im Skat Kreuz Dame und 9 liegen, spielt Hinterhand Kreuz ohne 7 und erhält von Mittelhand Kontra. Welche Karten drückt Hinterhand und wie müssen die Karten verteilt sein, damit er sein Spiel gewinnt?



SILBENKREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. mächtige Handels- und Seestadt des Altertums im westl. Mittelmeer, 3. afrikanischer Volksheld, 5. Kohlenwasserstoff-Produkt, 7. Hebelvorrichtung, 9. Gedichtform, 10. Arbeitsgruppe, 11. elast. dünne Platte zur Erzeugung von Schallwellen, 12. Antriebsmaschine, 14. Stadt an der Saale, 16. Unterabteilung der röm. Legion, 18. Musikwerk, 19. Zeichenerklärung auf Landkarten.

Senkrecht: 1. Hülse für die Ladung, 2. Wüste in Innerasien, 3. Maßeinheit des Lichtstromes, 4. Nahkampfwaffe, 6. Stadt in der Nähe Moskaus, 8. Uranbrenner, 9. bulgar. Volksvertretung, 12. Schuhe der nordamerik. Indianer, 13. mittelital. Provinzhauptstadt, 15. griech. Quellnymphe, 16. Sucht, Liebhaberei, 17. Titelgestalt bei Andersen Nexö.

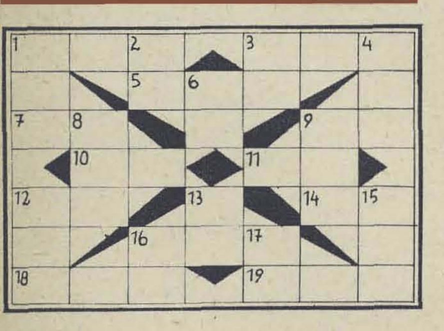
DAS PROJEKTIL

EINS ist in der LPG
als Feldmaß gut bekannt,
ZWEI wird ein beliebter Schalk
mit Vorname genannt;
DREI fungiert als Note,
als Zeichen oder Laut,
VIER ist als Abteilung
den Turnern wohlvertraut;
FÜNF als Kleidungsteil
am Gehrock einst gefiel,
doch EINS-ZWEI-DREI-VIER-FÜNF
kennst du als Projektil.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben a – ab – ad – an – ar – bahn – bel – bel – berst – do – duk – e – e – en – er – erd – fan – fen – fer – fet – gar – gangs – gels – gi – gi – gra – gra – griff – hö – horn – hungs – in – ju – kat – kra – la – la – le – li – ma – mel – ment – mi – na – nal – nat – ne – ne – ner – ni – nöld – o – of – pe – punkt – ral – re – re – rie – scha – schluß – se – si – sit – sporn – sturm – te – te – te – tor – trom – ve – ver – ver – vol – wer – zin – sind 26 Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben ein wichtiges Ereignis des Monats.

1. Waffe der Volksmarine, 2. Kampfart, 3. Steilfeuergeschütz, 4. Armeesportvereinigung in der CSSR, 5. verlängerte Seelenachse vor Abgabe des Schusses, 6. militär. Einheit, 7. Spezialgeschoß, 8. Anfang der Flugbahn des Geschosses, 9. Mehrladeeinrichtung, 10. Waffengattung, 11. Offizier, 12. Fußballer des ASK Vorwärts Berlin, 13. Seeoffizier, 14. Armeesportvereinigung in der VR Polen, 15. hervorragender Militärtheoretiker der deutschen Arbeiterklasse, 16. Schiffssirene, 17. Teil des Geschützes, 18. Angriff, 19. Teil der Haubitze, 20. sowj. Salvengeschütz, 21. militär. Ausbildungsstätte, 22. Waffenlager, 23. Handfeuerwaffe, 24. Teil der Pistole, 25. Sprengstoff, 26. Teil der Lafette.



NEUER ANFANG

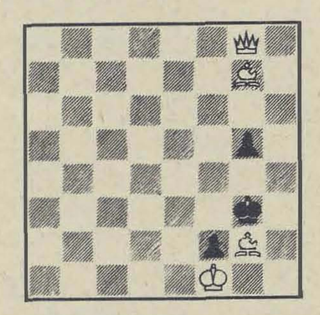
Akte, Dame, Jli, Niet, Stern, Ecke, Ralle, Mut, Otter, Rudern, Liter, Arber, Rabe.

Bei jedem dieser Wörter ist der letzte Buchstabe zu streichen, dafür ist vor jedes Wort ein neuer Buchstabe zu setzen, so daß neue Begriffe entstehen. Die neuen Anfangsbuchstaben ergeben den Titel eines Romans von Juri Krymow.

BUCHSTABENSTREICHEN

Leine – Strom – Pferd – Newa – Masse – Erika – Milan – Ufer – Piste – Asche – Limit – Ammer – Alfen – Seine – Ebert – Grimm – Wien – Gera – Bei jedem der Wörter sind zwei Buchstaben zu streichen. Die restlichen Buchstaben ergeben aneinandergereiht ein Soldatensprichwort.

SCHACHAUFGABE



Matt in 2 Zügen

Eine Aufgabe von W. Uhl, die uns die Kraft des Läuferpaares demonstriert. Stellungsbild Weiß: Kf1, Dg8, Lg2, Lg7 (vier Steine).

Schwarz: Kg3, Bf2, g5 (drei Steine).

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 2/1962

SKAT: Kartenverteilung: Mittelhand: Karo Bube; Pik 9; Herz König, Dame, 9, 7; Karo 10, König, Dame, 9.

Hinterhand: Kreuz Bube; Kreuz As; 10, König, Dame, 9, 8, 7; Pik As; Karo 8.

SPIELVERLAUF: 1. V: Herz Bube, M: Karo Bube, H: Kreuz Bube; 2. H: Kreuz As, V: Pik Bube, M: Pik 9; 3. V: Pik 8, M: Karo 10, H: Pik As.

Hinterhand spielt nun lang Kreuz. Vorderhand erhält auf sein Karo As nur noch den letzten Stich und bleibt Schneider. Sein Fehler bestand darin, daß er die Buben forderte. Vorderhand mußte seine Farben spielen und wäre dadurch immer wieder ins Spiel gekommen und hätte dieses sicher gewonnen.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 3. Eins, 7. Abzug, 8. Armee, 9. Korn, 10. Amme, 11. Veto, 12. Aula, 14. Meter, 16. Riese, 18. Donner, 19. Limes, 21. Nebel, 24. Alba, 25. Sund, 26. Turm, 27. Bali, 29. Ebene, 30. Stein, 31. Kode.

Senkrecht: 1. Napalm, 2. Azimut, 3. Egk, 4. San, 5. Ampere, 6. Melone, 12. Arosa, 13. Arena, 15. Ede, 17. Ire, 19. Lesser, 20. Mantel, 22. Brumel, 23. Le Mans, 27. Bek, 28. Ise.

SCHUTTELRÄTSEL: Eisen, Rage, Nagel, Stag, Turf, Team, Hafen, Arsen, Eifel, Luft, Mode, Asien, Norden, Neapel – Ernst Thälmann.

BUCHSTABENSTREICHEN: „Ist es bei der Übung schwer, so ist es im Gefecht leicht."

SILBENRÄTSEL: 1. Daily Worker, 2. Engländer, 3. Riesa, 4. Katapult, 5. Okapi, 6. Magazin, 7. Madagaskar, 8. Usedom, 9. Norwegen, 10. Ingenieur, 11. Speerwerfen, 12. Masoreel, 13. Ulanowa, 14. Semmelweis, 15. Datumsgrenze, 16. Alexandria, 17. Sinclair, 18. Ilmensee, 19. Sperrfeuer, 20. Tankist, 21. Diskus, 22. Eichel, 23. Rohrrücklaufbremse, 24. Mahagoni, 25. Obermeister, 26. Reichpietsch, 27. Gutenberg. – „Der Kommunismus, das ist der morgige Tag der gesamten Menschheit."

SCHACH: Weiß: Kd6, Df3, Tc2; Schwarz: Kd4. Verfasser G. Carpenter. 1. Dh3 Ke4; 2. Tc4 matt.

BERICHTIGUNG: In der Auflösung Kreuzworträtsel 1/62 muß es heißen 13 waagerecht „Kur" und 26 waagerecht „Nut".



aktuell · note der sowjetregierung mit veröffentlichung von dokumenten über heusinger an usa · viele dokumente davon im buch · aktuell

Schnelle Jungs und schwere Brocken
(Fortsetzung von Seite 5)

Sein Verschlußkanonier, Genosse Wiedenhoeft, stammt aus einer Torgauer Handwerkerfamilie. Er war lange mit sich zu Rate gegangen, bevor er sich freiwillig zur Volksarmee meldete. Diesen Schritt aber bereut er nicht. Für ihn war zu Beginn vieles Neuland, auch der Politunterricht. Er erschloß es gründlich und ist heute einer der Besten.

Und die anderen? Unteroffizier Scheibel ist davon überzeugt, daß auch nicht ein einziger zögern wird, wenn es darum geht, die Ehre ihres Kollektivs zu verteidigen.

Am darauffolgenden Tag beraten die Kanoniere der Bedienung Scheibel über den persönlichen Kompaß und den Gruppenkompaß. Nachdem der Geschützführer noch einmal die bevorstehenden Aufgaben erläutert hat, entwickelt sich eine lebhafte Diskussion. Es geht um die Ausbildung jedes Kanoniers zum Richtkanonier, um die Normen und die verpflichtende Auszeichnung.

„Die anderen würden mit dem Finger auf uns zeigen, wenn wir hinterher hinken", faßt Kanonier Wiedenhoeft die Diskussion zusammen. „Gruppe mit Bestenurkunde und dann Schlußlicht. Das paßt nicht zueinander." — „Das war ja gestern auch nicht so gemeint", zerstreut Kanonier Walther die letzten Zweifel. „Klar werden wir unseren Bestentitel verteidigen."

Er setzt damit hinter das Thema „Urlaubsnachwehen" endgültig den Schlußpunkt. An diesem Abend noch wird der Kompaß zu Papier gebracht, an dessen Spitze jener gewichtige Satz steht. Höchste Ergebnisse in der politischen und militärischen Ausbildung. Das ist ihr Geburtstagsgeschenk zum 6. Jahrestag der Nationalen Volksarmee.

„Der Geschützführer ist große Klasse"

Sehr bald schon werden die Kanoniere vor harte Proben gestellt. Über den Platz, auf dem die Bedienungen fast täglich an den Geschützen üben, fegt ein eisiger Wind. Riesige Wasserlachen stehen zwischen den Kanonenhaubitzen, und die Stiefel der Kanoniere versinken in zähem, knöcheltiefem Morast. Der Winter zeigt sich von seiner schlimmsten Seite.

Unteroffizier Scheibel bereitet sich an diesen Tagen besonders gründlich auf die Ausbildung vor. Zügig exerziert er einzelne Tätigkeiten selbst vor, läßt die Kanoniere erst langsam, dann schneller üben und veranlaßt sie so zu ununterbrochener Mitarbeit. Dann wieder setzt er sich an die Spitze der Gruppe und macht mit einem kurzen Lauf die alles durchdringende Kälte vergessen. Das Beispiel ihres Geschützführers spornt die Kanoniere an, auch an diesen Tagen ihr Bestes zu geben.

„Der Geschützführer ist große Klasse", sagen die Kanoniere von Unteroffizier Scheibel. In seinem Wesen ist der ehemalige Traktorist dem Unteroffizier Hauk, der Hauptfigur des Romans „Wenn die Haubitzen schießen", verblüffend ähnlich. Richtkanonier Günther war nicht der erste, der das entdeckte. Unteroffizier Scheibels erste Schritte als Geschützführer waren ähnlich denen des Unteroffiziers Hauk. Die wenigsten allerdings wissen, daß sich Unteroffizier Scheibel tatsächlich mit diesem Buch gründlicher als jeder andere Leser befaßt hat. Vor Monaten erhielt er einmal den Parteiauftrag, eine Buchbesprechung über Walter Flegels Roman vorzubereiten. Er fand in Unteroffizier Hauk ein Vorbild, dem er nachlebt.

Sorgen eines Kollektivs

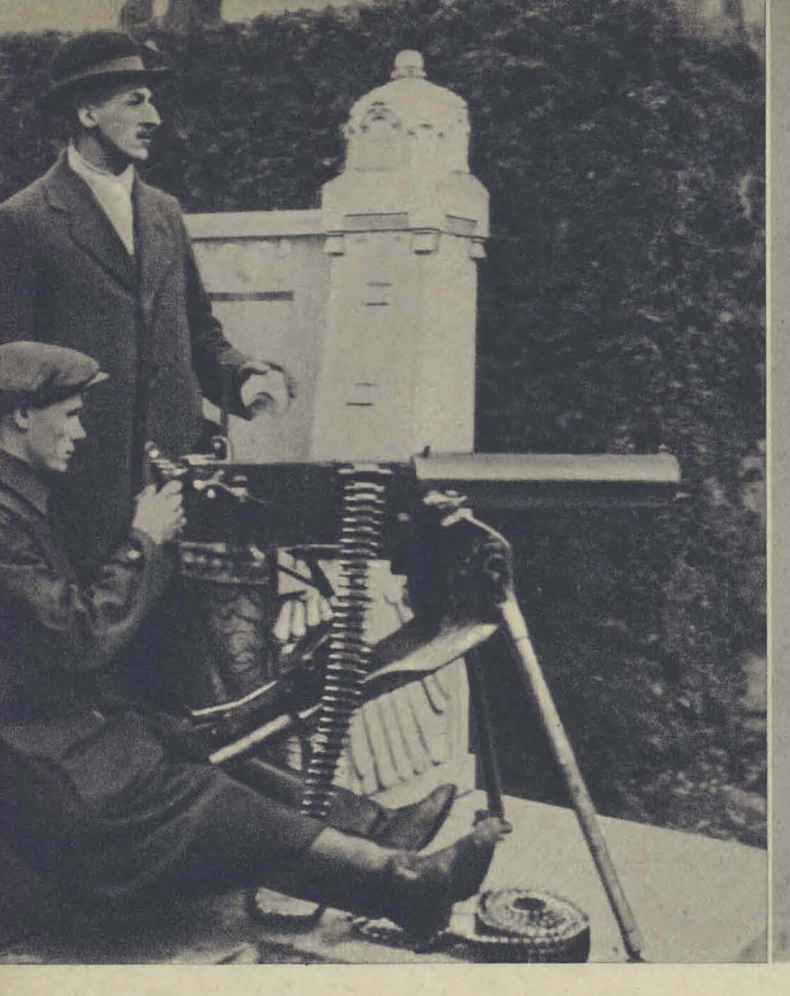
„Wie werden sich die beiden Neuen in das Kollektiv einfügen?" fragten sich die Kanoniere vom ersten Geschütz, als Gefreiter Drescher und später Kanonier Krause auf der Stube 308 einzogen. Und in ihrer Frage schwang ein wenig Sorge mit. Sie war nicht grundlos. Gefreiter Drescher jedenfalls hinterließ anfangs keinen guten Eindruck. Der große, kräftig gebaute Gefreite war infolge organisatorischer Veränderungen von einem Armeesportklub zu seinem ehemaligen Truppenteil zurückversetzt worden. Schon am ersten Tag kündigte er an: „Es lohnt gar nicht erst, den Spind einzuräumen, ich lasse mich wieder versetzen!" Als er auch seinen Dienst mit offensichtlicher Unlust begann, stellte ihn Unteroffizier Scheibel zur Rede. „Wenn Sie eine Versetzung eingereicht haben, dann ist das Ihre Sache", sagte ihm der Geschützführer. „Doch solange Sie am ersten Geschütz stehen, verlange ich von Ihnen einen ordentlichen Dienst." Nachdem ihm auch seine Stubenkameraden unverblümt ihre Meinung gesagt hatten, entpuppte sich Gefreiter Drescher als ein völlig anderer. Er ist ein kameradschaftlicher, wißbegieriger Genosse, der heute in seinen Leistungen keinem der Kanoniere vom Stamm der Bedienung Scheibel nachsteht.

Als Kanonier Krause eintraf, gab es ebenfalls einige, die da meinten: „Mit dem werden wir es schwer haben." Von ihm wußten sie, daß er aus einer Einheit kam, die im sozialistischen Wettbewerb das Schlußlicht war und seine Disziplinarkartei schon eine Reihe von Strafen „zierte". Um so überraschter waren die Genossen der Bedienung, als der neue Ladekanonier im Dienst und auch sonst gar keine so schlechte Figur machte. Wieviel Mühe es ihm kostete, sagte er seinem Geschützführer einige Tage später: „Ich mußte mich sehr zusammennehmen. Hier ist alles disziplinierter und ordentlicher als in meiner früheren Batterie. Der Bettenbau, die Schrankordnung — alles ist anders."

„Die beiden Neuen werden mit uns die Auszeichnung ‚Beste Bedienung' verteidigen." Davon sind die Kanoniere am ersten Geschütz überzeugt.

Sie haben sich viel vorgenommen, die Genossen um Unteroffizier Scheibel. Am 6. Jahrestag der Nationalen Volksarmee, am Abschluß der ersten Wettbewerbsetappe, werden sie Zwischenbilanz ziehen. So viel ist schon gewiß: Ihr Geburtstagsgeschenk wird sich sehenlassen können.

Alfred Haubert



Die Zahl vergrabener Schätze ist Legion — aber nur in Sagen und im Kintopp. Dies ist die Geschichte eines echten Schatzes. Doch wie bei den unechten auf Papier und Zelluloid kommen darin ein Schloß und Schießereien in schwarzer Nacht, Verfolgungen und meuchlings Ermordete vor. Von der Vorgeschichte dieses Schatzes bis zu seiner Ausgrabung spannt sich ein Bogen dramatischen, abenteuerlichen Geschehens. Parteien, so gegensätzlich wie Leben und Tod, führten um ihn einen Kampf auf Leben und Tod: versprach er doch Macht, Wohlstand, ja Reichtum.

Hauptmann H. HUTH

Der vergrabene Schatz

Mitte März 1920 ziehen Arbeitertrupps durch die Dörfer um Weißenfels. In Heuschobern, hinter neugezogenen Wänden, sogar unter Misthaufen sind seit den Revolutionstagen viele Handfeuerwaffen verborgen. In den meisten Fällen werden sie widerwillig, aber ohne Widerstand herausgerückt.

In Domsen hat der Pfarrer auf dem Glockenturm seiner Dorfkirche ein MG versteckt. „So leicht sollst du es nicht haben, uns in das Himmelreich zu befördern!" und das MG wechselt den Besitzer.

In Dehlitz hat der Rittergutsbesitzer alle Gewehre in den Teich geworfen, bevor er sich aus dem Staube machte. Kurzerhand wird der Inspektor in einen Waschtrog gesetzt, und unter dem Gelächter der Arbeiter muß der feine Pinkel die Waffen wieder aus der Brühe herausfischen.

In Törsten ergibt eine Zählung, daß von 108 Gewehren und vier Maschinengewehren, die im Wirtshaus abgeliefert wurden, 38 Gewehre verschwunden sind. Der Kommandant des Arbeitertrupps läßt den Wirt an die Wand stellen. „So, nun sage, wo die restlichen Gewehre sind, und ich zähle bis drei, andernfalls bist du erledigt!" Zum Zählen kommt es nicht. Der Wirt holt die 38 Gewehre unter der Diele hervor, und die Arbeiter ziehen weiter; denn „Waffen, Waffen!" ist ihr einziges Verlangen.

Wie war es entstanden?

Seit Wochen lagen im Weißenfelser Schloß Regierungstruppen. Sie nennen sich Sicherheitspolizei, aber sie haben mit echter Sicherheit sowenig zu tun wie die „sozialistische" Regierung Scheidemann—Noske mit Sozialismus. Deshalb werden sie von den Arbeitern nur verächtlich Sipos oder haßerfüllt Nosketen genannt.

Am 13. März ging es in der Mittagsstunde wie ein Lauffeuer durch die Stadt: Die Reichswehr hat in Berlin die alte Regierung davongejagt und unter Kapp und Lüttwitz eine Regierung der finstersten

Reaktion gebildet. Überall schlug die Nachricht wie eine Bombe ein. Auf dem Schloß schaffte sie auch eine Bombenstimmung. Eine Militärkapelle begann die „Wacht am Rhein", „Heil dir im Siegerkranz" und andere deutsche Märsche zu spielen. Beamte, auf dem Schloß beschäftigt, liefen brustgeschwellt herum. Darüber hinaus wurden der Bahnhof und die Post mit Wachen besetzt, aber nur für zwei Tage. „Da schon einige Tage vor Ausbruch des Umsturzes die zweite Hundertschaft ihren endgültigen Standort Halle bezogen hat, so war die Sicherheitspolizei in Weißenfels verhältnismäßig schwach. Diese bedauernswerte Tatsache verbot naturgemäß größere aggressive Unternehmungen"[1].

Während die bewaffnete Konterrevolution in Berlin marschierte, aber in Weißenfels vorläufig noch — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — Tippelschritte machte, marschierte in ganz Deutschland der Generalstreik, auch in Weißenfels. Am 16. März sollte eine Kundgebung stattfinden. Gegen 15 Uhr war der Markt voll von streikenden Arbeitern — da peitschten in der Jüdenstraße einige Schüsse auf. Zwei Sipos hatten auf die Arbeiter geschossen und sich dann in ein Eisengeschäft geflüchtet. Als die Arbeiter die verriegelte Eingangstür zertrümmert hatten, waren die Banditen durch die Hintertür bereits über alle Berge oder auf den Berg, auf das Schloß. Auf der Straße aber lagen zwei erschossene Arbeiter: die Jugendgenossen Albert Engel und Hildebrandt.

Wenig später kam eine Abteilung Sipo vom Schloß herunter und brachte eingangs der Jüdenstraße ein MG in Stellung. Jetzt erschallte auch in Weißenfels der gleiche Schrei aus reaktionären Kehlen wie in Berlin: „Straße frei! Es wird scharf geschossen!"

Der Antwortruf der Weißenfelser Arbeiter hieß: „Waffen! Waffen!"[2] Und sie zogen in Trupps auf die umliegenden Dörfer...

Die teilweise Bewaffnung der Arbeiter zwingt die Sipo, sich aus der Stadt zurückzuziehen. Zum Sturm auf das Schloß sind die Weißenfelser Arbeiter aber allein zu schwach.

Da kommen am 20. März Bergarbeiter aus Zeitz zu Hilfe — endlich! —, und in der folgenden Nacht entwickelt sich ein heftiges Feuergefecht. Ein Scheinwerferkegel, vom Schloß ausgehend, huscht über die Dächer. Wo den Sipos etwas verdächtig erscheint, feuern sie mit MG und Minenwerfern rein. Die Arbeiter haben nur Gewehre und einige MG. Sie sind rings um das Schloß verteilt, und auch unter dem Denkmal auf dem Markt stehen zwei. Gegen drei Uhr erlöscht der Scheinwerfer. „Jetzt hab' ich ihn getroffen!" schreit ein Schütze am Denkmal. Gegen 5.20 Uhr bricht das Gefecht ab. Als es dämmert, bringt ein Melder die Nachricht, daß die Sipo auf der Straße nach Zeitz ausgebrochen ist.

So hatten die bewaffneten Arbeiter in Weißenfels die bewaffnete Reaktion besiegt. Noch heute erzählen die revolutionären Arbeiter stolz: „365 Fenster hat das Schloß, soviel wie das Jahr Tage. Aber nicht eines blieb in dieser Nacht ganz." Und weiter: „Auf der Verfolgung nahmen wir 32 Sipos gefangen."

In Berlin hat inzwischen dank der Aktionen der Arbeiterklasse die alte Regierung wieder in ihren Ministersesseln Platz genommen. Sie hat nichts eiligeres zu tun, als sich wieder mit den Reichswehr- und Sipoeinheiten, vor denen sie feige geflohen war, zu verbrüdern, um die Arbeiter zu entwaffnen.

Der erste Appell, die Waffen abzuliefern, zeigt in Weißenfels nicht den gewünschten Erfolg. Ein Aufruf folgt dem anderen, Mischungen von Drohungen und Demagogie, gespickt mit Hinweisen auf das Abebben der Kämpfe im übrigen Reich. Sogar mit Geldbelohnungen wird gelockt.



Reichswehreinheiten in Berlin. — Diese geschworenen Feinde des Friedens und des Fortschritts, diese Mörder an Hunderten Arbeitern zählt die Bundeswehr zu ihren Traditionen.

Es gibt Arbeiter, die Waffen für Geld abgeben. Aber es gibt auch andere, die überzeugt sind, die Waffen würden ihrer Klasse eines Tages wieder von Nutzen sein, und dieser Nutzen sei so groß, daß er den höchsten Einsatz rechtfertigt.

Die abgelieferten Waffen sind in einem Schuppen auf dem Städtischen Bauhof untergebracht. Das Gelände ist bewacht, so daß es unmöglich ist, die Waffen wegzuschaffen. So graben vier Arbeiter, unter ihnen der Leiter des Bauhofes, des Nachts unter einem Schuppen eine tiefe Grube und versenken darin, wohl eingewickelt, 15 Gewehre und drei Maschinengewehre. Kurz danach wird der Schuppen in eine Tischlerwerkstatt einbezogen, und der Waffenschatz erhält auf Staatskosten eine sichere Betondecke.

1932 werden aus der Tischlerwerkstatt Notwohnungen. Exmitierte Arbeiter finden hier eine Elendsunterkunft. Nachts grübeln sie, wie dieser

[1] Aus dem Tagebuch einer Weißenfelser Sipo-Hundertschaft.

[2] Die Zentrale der KPD hatte bereits am 14. März als Kampfziele verkündet: „Entwaffnung und Auflösung der Reichswehr, der Sicherheitspolizei ... Sofortige Beschlagnahme aller Waffen der Bourgeoisie. Bildung einer revolutionären zuverlässigen Arbeiterwehr unter Kontrolle der Arbeiterräte." Aber noch war die KPD zu schwach, um die Arbeiter überall und vom ersten Tag an dafür zu organisieren.

Frage: Seit einigen Monaten kann jeder Algerier mobilisiert werden. Wer faßte diesen Beschluß?

Antwort: Die CNRA, das heißt übersetzt: Nationalrat der Algerischen Revolution. Das ist eine Art Parlament.

Frage: Und was besagt dieser Beschluß?

Antwort: Danach kann jeder Algerier von 18 bis 35 Jahren, ob Mann oder Frau, im Sinne der Revolution mobilisiert werden.
Wir haben a) die reguläre Armee. Wir haben b) die Mussibilin; eine Art Hilfstruppe für die Armee, Personen im besetzten Gebiet, die am Tage ihrer Tätigkeit nachgehen, aber nachts ihre Uniformen anziehen; sie stehen dann für die Armee Posten oder übernehmen die Aufklärung. Daneben kommen die

Aus aller Welt

Interview mit Mustapha Quazzani, Beauftragter des Politischen Büros des Vereinigten Oberkommandos der Algerischen Befreiungsarmee.

politischen Organisationen. Wir haben die gesamte Bevölkerung in Zellen eingeteilt.
Auf Grund des Mobilisierungsbeschlusses können wir zum Beispiel auch einen algerischen Arzt im Irak oder einen jungen Algerier, der bei Ihnen studiert, für den Befreiungskampf abberufen.

Frage: Was ist das Ziel dieses Beschlusses?

Antwort: Im vergangenen Jahr mußte de Gaulle uns offiziell als Verhandlungspartner anerkennen, ein Beweis unserer Autorität. Allerdings tut man bisher von der anderen Seite alles, um Resultate hinauszuzögern. Unser Beschluß unterstreicht, daß wir so lange kämpfen werden, bis die Unabhängigkeit erreicht ist. Der Beschluß hat auch eine moralische Seite vor dem eigenen Volk. Die Unabhängigkeit, für die wir kämpfen, dient allen Algeriern. Also ist es nur gerecht, wenn auch alle Algerier dafür Opfer bringen.

Frage: Was ist aus dem Vorschlag geworden, arabische und afrikanische Freiwillige nach Algerien zu entsenden?

Antwort: Wenn de Gaulle weiter eine Einigung sabotiert oder ein Putsch der OAS-Faschisten gelingt, könnte diese Frage eines Tages aktuell werden. Natürlich könnten wir diese Hilfe nur annehmen, wenn wir selbst alle Kräfte mobilisiert haben.

elende Kapitalismus zum Teufel gejagt werden kann. Mancher bleibt weit von der Antwort entfernt. Und sie liegt nur anderthalb Meter unter seinem Bett.
Die vier bewahren ihr Geheimnis. Eines Tages aber wird der Schatz doch unter Polizeibewachung hervorgeholt. Einer der Ausgraber heißt Graber und trägt die Uniform eines Polizeioffiziers – es ist eine Volkspolizeiuniform und er einer der vier.
Wie sich herausstellt, hat die Dachrinne über dem Versteck einen Bruch, jahrelang schon. So sind die Kolben der Gewehre im Regenwasser verfault. Aber die Waffen würden auch im tadellosesten Zustand nicht mehr zum Schießen verwendet. Sie wären vielleicht sogar den Patrioten von Angola zu unmodern. Der Schatz, der einst materielle Gewalt verkörperte, hat sich in einen Schatz wertvoller Erfahrungen verwandelt. Und dieser Schatz liegt in den richtigen Händen und Herzen: Eins der Maxim-MGs steht im Klubhaus der Weißenfelser Volksarmeegarnison, ein weiteres im Armeemuseum in Potsdam.
Was diese Erfahrungen besagen, wollen drei revolutionäre Arbeiter aus Weißenfels allen Volksarmisten zum Tag der Volksarmee mitteilen.

Genosse Sperber; wegen seiner revolutionären Tätigkeit in Leuna 1921 zu lebenslänglich Zuchthaus verurteilt:
„Wir haben es damals nicht geschafft. Es fehlte die entwickelte marxistische Arbeiterpartei. Die USPD, die bei uns den Ton angab, war bereits damit zufrieden, daß die alte Regierung zurückkam.
Ich erzähle den Weißenfelser Volksarmisten oft von unserem Kampf. Ich frage sie nie: Wer ist der oder der? Wichtig ist, wo der Vorgesetzte herkommt. Daß er auch aus der Arbeiterklasse kommt, darauf kommt es an. Und bei Euch sind es Arbeiter, ohne Monokel und so. Alles andere interessiert mich nicht. Und ich sage den Soldaten immer: Langt dem eine, der mehr von Euch wissen will."

Paul Graber:
„Genossen Soldaten! Ihr habt Eure Waffe aus den Händen der Arbeiter erhalten. Haltet sie in Ehren, denn der westdeutsche Imperialismus und Militarismus zwingt uns, daß wir unsere DDR vor allen Angriffen schützen. Nur gute, saubere und gepflegte Waffen sind in Euren Händen das wertvollste Gut unserer Verteidigung.
Wir haben in Weißenfels gesehen: Ob eine Truppe auf der richtigen Seite steht, erkennt man nicht daran, ob sie aus Freiwilligen oder Wehrpflichtigen besteht. Die Arbeiter müssen sich immer so stark machen, daß sie dem Klassengegner überlegen sind, und dazu gehört heute die Wehrpflicht."

Artur Helbing, Volkskammerabgeordneter, Meister im VEB „Banner des Friedens":
„Unsere Fabrik wurde erst nach 1945 geschaffen und ist heute die größte Schuhfabrik der DDR. Sie ist Eigentum des ganzen Volkes und soll es auch bleiben. Aber auch die Weißenfelser Geschichte beweist, daß die Reaktion nur die Sprache der Macht versteht, daß die bewaffneten Feinde des Volkes nur durch das bewaffnete Volk von Überfällen abgehalten werden können."



Als der Europameister weinte...

... war er zwar noch kein Europameister, sondern lediglich das, was manche Leute in fälschlicher Erinnerung an frühere Zeiten als „kleiner Soldat" bezeichnen. Da stand er nun – ein Schwergewicht mit 1,87 m Größe, in dessen hufeisengroßen Pranken das winzige Köfferchen beinahe verschwand. Da stand er nun und schämte sich nicht seiner Tränen, die ihm aus den Augen flossen. Warum sollte er auch, denn im straffen Ex-Schritt paradierten seine Genossen an ihm vorbei, sie, die sonst als Ehrenkompanie der Nationalen Volksarmee Staatsoberhäuptern und Regierungsdelegationen militärische Ehren erweisen. Sie, zu denen er bislang gehört



„Ein Zuckerlecken war der Dienst im Wachregiment gewiß nicht. Trotzdem war es eine schöne Zeit", erinnert sich Herbert Niemann (Zweiter von links). Sein Nebenmann von damals, Heini Niebuhr (Dritter von links), ist heute Hauptfeldwebel. – „Jimmy, denkst du noch manchmal daran, wie wir an einem furchtbar kalten Februartag in Schönefeld standen und jeder leichte Atemzug die Bajonette weiß werden ließ?"

hatte, fast zwei Jahre lang. In diesem Augenblick jedoch schlug für ihn die Abschiedsstunde. Seinen ferneren Weg würde er in einem neuen Kollektiv, dem der Judokas des ASK Vorwärts Berlin, beschreiten. Der exerziermäßige Vorbeimarsch war das Ehrengeleit, das ihm seine Genossen gaben. Und er hieß soviel wie: „Jimmy, alter Junge, mach's gut – und vergiß nicht, daß wir einiges von dir erwarten!"

Inzwischen sind Jahre vergangen – Jahre harter Arbeit, in denen aus dem einstigen lMG-Schützen und Soldaten des Wachregiments der Unterleutnant Herbert Niemann wurde; Jahre fleißigen Trainings, in denen der Köthener Stellmacher mit einer Besessenheit ohnegleichen die schwierige Technik des Judo-Kampfsports erlernte; Jahre der politisch-moralischen Reife, in denen das junge FDJ-Mitglied den Weg zur Partei fand; Jahre energievollen Kämpfens, in denen aus dem blutigen Anfänger ein Judo-Europameister wurde...

„Jimmy", wie er seit seiner Kindheit genannt wird, hat es sich nicht leicht gemacht. Als er zur Volksarmee kam, war er eine sportliche Null. Doch von Anbeginn machte es ihm Spaß, beim Frühsport die schlaffen Glieder zu strecken, bei der militärischen Körperertüchtigung über die Sturmbahn zu klettern und in der Freizeit im Sportgarten zu turnen. Als dann eines Tages gefragt wurde, wer Interesse für Judo habe, meldete er sich. Gewiß, er war nicht der einzige Interessent der Kompanie; jedoch war er allein es, der auf die Dauer durchhielt und eisern an sich arbeitete, um die Fall- und ersten Hüftwürfe zu lernen. Bald wurde man auf ihn aufmerksam – nicht in erster Linie wegen seines technischen Könnens, sondern eher wegen seiner Beharrlichkeit, seines unbändigen Willens und seiner körperlichen Voraussetzungen für die Schwergewichtsklasse, in welcher es dem ASK Vorwärts Berlin an Nachwuchs fehlte. Und so kam dann jener Tag des Abschieds von „seiner" Ehrenkompanie, der eingangs geschildert wurde.

Erzogen von der Partei und systematisch gefördert von der Nationalen Volksarmee, wuchs der „kleine Soldat" Herbert Niemann unter den Fittichen von Trainer Willi Lorbeer in all den Jahren zu einem Judoka internationalen Formats. Er kam als sportliche Null in die Nationale Volksarmee, wurde in ihr entdeckt, begann im Alter von 20 Jahren (in der Geschichte des Judosports ein nahezu einmaliges Novum!) mit dem Training und ist heute ein Athlet, von dessen Leistungen die Fachwelt bis hinunter nach Japan mit größter Hochachtung spricht. Noch heute als Leistungssportler ein Soldat mit Leib und Seele, ist Unterleutnant Herbert Niemann ein echtes Kind unserer Zeit – und unserer Volksarmee. *FREG*

Unterleutnant Herbert (Niemann) holt Oberfeldwebel Christel (Niemann) vom Dienst ab. Nebenbei ist Christel Niemann übrigens noch Mitglied der Sektionsleitung Judo des ASK Vorwärts Berlin, während Söhnchen Ralf – Mutti und Vati holen ihn jetzt gerade aus der Krippe – bereits kräftig mit der 10-Pfund-Hantel trainiert . . .





„Genosse Niemann? – Und ob ich mich an den erinnern kann!“, erklärt Hauptmann Gerhard Menzer. „Schließlich war ich doch mal sein Zugführer. Genosse Niemann war ein guter Soldat; vorbildlich, mit guten Leistungen in der Schießausbildung, in der Taktik und in der Exerzierausbildung. Und wenn wir im Feldlager waren und der ‚Regimenter‘ kam, dann mußte er immer unter dem Postenpilz stehen. Sauber, diszipliniert und ordentlich, machte er mit seinen 1,87 m stets einen gewichtigen und repräsentativen Eindruck.“.



Kleiner Plausch daheim – diesmal ist es allerdings Herbert Niemann, der seinem Kameraden aus gemeinsamer Ehrenkompanie-Zeit von seinen Auslandsstarts erzählt. Besonders natürlich von den europäischen Titelkämpfen 1961, bei denen er Europameister im 1. DAN und zusätzlich noch Vizeeuropameister im Schwergewicht wurde.



HEFT 3
MÄRZ 1962
PREIS DM 1,-

Das Redaktionskollegium · Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postschließfach 7986, Telefon: 63 09 18 · „Armee-Rundschau" – Magazin des Soldaten · Herausgegeben im Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postfach 6943, Liz.-Nr. 5 des Ministeriums für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik · Erscheint monatlich, Vierteljahresabonnement 3,– DM · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für nichtangeforderte Manuskripte und Bilder übernimmt die Redaktion keine Haftung · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 2 · Gesamtherstellung: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes: 8. Februar 1962

Fotos: Gebauer (33), Titel, Rücktitel, S. 15, 19, 20, 21, 27, 28, 31, 32, 39, 40, 41, 54, 55, 66, 67, 77, 78, 79; Rimkus (1) S. 12; Schreiber (1) S. 64; Progreß (1) S. 25; Stahmann (5) S. 34, 35; Zentralbild (3) S. 30, 74, 75; MBD (3) S. 51; Kindt (1) S. 52; Salomon (3) S. 4, 5; Archiv (13) S. 9, 32, 44, 48, 49, 50.

TITELBILD: Eine Granatwerferbedienung beim Stellungswechsel. Bodenplatte, Dreibein und Rohr sind verlastet. Der Werferführer hält bereits Ausschau nach einem geeigneten Geländeabschnitt für die neue Feuerstellung.



Sie brachte Verwirrung in die Liebe – und als Papas neue Freundin auch in die Familie. Wie sie sich in „Wenn du zu mir hältst" zeigen wird, werden wir in diesen Tagen zu sehen bekommen. Aber genug mit dem Wortspiel um bekannte Filmtitel, gemeint ist Angelica Domröse. Ihr „Filmlebenslauf"? Bitte sehr.

„Ich bin Berlinerin. Im dramatischen Zirkel des FDJ-Klubhauses rezitierte ich am liebsten Verse von Tucholsky.

Mit Erfolg bewarb ich mich an der Filmhochschule, bestand die Aufnahmeprüfung, sollte aber erst noch warten, ich war noch nicht alt genug. Auf einmal ging alles schneller als ich dachte. Die DEFA suchte ein junges Mädchen für Filmaufnahmen und setzte eine

STAR-Palette

Annonce in die Zeitung. Sollte ich oder sollte ich nicht? Die letzten Bedenken zerstreute mein damaliger Chef, und ich fuhr nach Babelsberg. Lange mußte ich warten, denn etwa 1500 Mädchen hatten die gleiche Absicht. Dann sprach Slatan Dudow mit mir.

Ich wurde zu Probeaufnahmen bestellt und 10 Tage später zu den ersten Dreharbeiten an die Ostsee geholt. ‚Verwirrung der Liebe' hieß der Film, und ich spielte die Siggi. Alles war mir neu und fremd, und doch machte es Spaß.

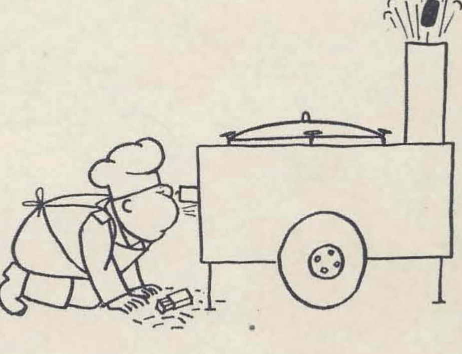
Die Filmhochschule nahm mich ins laufende Studienjahr. Nun lernte ich, was man alles als Schauspielerin können muß, verständlich, daß ich meine erste Filmarbeit immer kritischer betrachtete. Mehrmals holte mich die DEFA während des Studiums ins Atelier.

Nach bestandenem Examen wurde ich von Frau Helene Weigel aufgefordert, am ‚Berliner Ensemble' vorzusprechen. Meine Freude war groß, als sie mich verpflichtete, denn bei ihr kann ich noch viel lernen. Ich spiele in der ‚Drei-Groschen-Oper', in ‚Das Leben des Galilei' und in ‚Frau Flinz'.

Dem Film bin ich trotzdem treu geblieben. Unter der Leitung von Professor Kurt Maetzig arbeite ich zur Zeit am DEFA-Film ‚An französischen Kaminen'. Es ist ein hochaktuelles Thema und handelt von Bundeswehrsoldaten, die in einer französischen Provinz ausgebildet werden und mit ihrer Anwesenheit Schatten der Vergangenheit heraufbeschwören. Dieser Film soll noch 1962 fertig werden."

Herzlichst –
Angelica Domröse

Kochrezepte





ZEICHNUNGEN:
PAUL KLIMPKE



